

DIE SCHLESISCHEN MASSIVEN  
**WEHRBAUTEN**

BAND 1. FÜRSTENTUM BRESLAU  
KREISE BRESLAU · NEUMARKT · NAMSLAU

VON DR. PHIL. HABIL. KURT BIMLER  
BRESLAU 1940 · IN KOMMISSION: HEYDEBRAND VERLAG

Int/No  
DIE SCHLESISCHEN MASSIVEN

# WEHRBAUTEN

BAND 1. FÜRSTENTUM Breslau

KREISE Breslau · Neumarkt · Namslau

*Anton Tuerquin*  
*8. I 1958*

VON DR. PHIL. HABIL. KURT BIMLER

Breslau 1940 · IN KOMMISSION: HEYDEBRAND-VERLAG

Adm. J. J. J. J. J.

8. I 1958R



227990/1

ALC 1030/K/80

## Vorwort

Seit der in den 80er und 90er Jahren von Hans Lutsch eilig vorgenommenen Inventarisierung der schlesischen Kunstdenkmäler haben unsere Wehrbauten keine Behandlung durch einen Fachmann erhalten, mit Ausnahme der Festung Silberberg, der eine brauchbare ausführliche, als Sonderheft 1939 der Schriftenfolge des Schlesischen Bundes für Heimatschutz veröffentlichte Berliner Hochschuldissertation von Wolfgang Bleyl gewidmet ist. Beachtenswert ist daneben das dreibändige Werk von G. Köhler, Die Entwicklung des Kriegswesens und der Kriegsführung in der Ritterzeit, das in Breslau 1886 publiziert worden ist. Es geht nebenbei auch auf wehrbautechnische Fragen in unserer Provinz ein.

Eine erste Studie über die Wehrbauten der Stadt Breslau habe ich bereits 1935 der Öffentlichkeit übergeben, während ein kleiner Ausschnitt aus der Befestigungsära der bedeutenderen Herrnsitze als Bestandteil meiner „Schlesischen Burgen und Renaissanceschlösser“ vom Verlage noch nicht vollständig zum Druck gebracht worden ist.

Eine Gesamtbearbeitung der mittelalterlichen und neuzeitlichen Wehrbauten des schlesischen Raumes bis etwa 1800 erschien mir um so gebotener, als das durch die nationalsozialistische Erhebung und Führung neu gefestigte Bewusstsein für die Stärke und Schönheit der massiven Schutz- und Trutzbauten unserer Vorfahren eine Weisung zu deren Verständnis und gegebenenfalls zu deren Wiederherstellung bedarf. Ihr Gebiet ist ausgedehnt genug, um eine Zerlegung der gestellten Aufgabe nach Provinzteilen zu empfehlen. Die Anlehnung an die durch die geschichtliche Entwicklung der einstigen schlesischen Fürstentümer entstandenen Begrenzungen erschien mir dafür am geeignetsten, zumal die wehrbautechnischen Bindungen innerhalb dieser Bezirke bis zu einem gewissen Grade geeinte Territorien vorstellen.

Wie ich in meinen Schülerjahren im Verein mit meinem gleichgesinnten Freunde und Fahrtengenossen Artur Gabiersch, nun Pfarrer in Wiesau im bergnahen und burgen- und städtereichem Neiße Gau, die echten und imitierten Burgruinen und die Stadtmauern Oberschlesiens bis Krakau hin durchforschte und ihren verfallenen Formen und einstigen Zwecken nachging, so will ich in den nächsten Sommern alljährlich die sachliche Bearbeitung der Wehrbauten eines Fürstentums diesem ersten Bande folgen lassen und ihre Ergebnisse den Freunden der Heimat übergeben.

# Fürstentum Breslau

Unter den schlesischen Fürstentümern nimmt das Breslauer insofern eine Sonderstellung ein, als nach dem frühen Aussterben der regierenden Piastenfamilie das von ihrem letzten Vertreter Herzog Heinrich VI. in die Obhut des böhmischen Königs Johanns I., des Sohnes des deutschen Kaisers Heinrichs VII. von Luxemburg 1327 gestellte Land bei dessen Tode in ein unmittelbares Abhängigkeitsverhältnis zur Krone Böhmens bzw. des Deutschen Reiches gelangte und sein Vorort, bis dahin der Sitz der fürstlichen Regenten und infolge seiner kapitalistischen Überlegenheit eine fast freie Stadt, allmählich die Führung des von der Reichsresidenz entfernten Gebietes an sich riß. Seit 1424 ruhte diese politische Vormachtsstellung in der Form der übertragenen Hauptmannschaft über das Fürstentum in den Händen der Breslauer Stadtröierung. Seitdem ging auch in den nächsten Jahrhunderten der Einfluß auf die wehrhafte Gestaltung der dem Fürstentum außer seinem Vorort angehörenden größeren Städte Neumarkt und Namslau in den Betreuungsbereich des Breslauer Rates über.

## Landkreis Breslau

Nach mannigfachen Schwankungen im Gebietsumfang ist die allerletzte Abänderung als Endstadium einer Entwicklung anzusehen, welche den von ihr betroffenen Grenzgebieten der Kreise ihnen ihre endgültige Stellung zuweist. Die 1928 vorgenommene erhebliche Erweiterung des Breslauer Stadtbezirkes durch das Städtchen Hundsfeld im Norden und eine Reihe von Landgemeinden, deren westlichste Lissa aus dem Neumarkter Kreis herausgelöst wurde, hat die territoriale Verstärkung des geschmälernten Landkreises durch die Zuteilung der zwei Städte Kanth und Zobten nebst einigen Dörfern aus dem Verwaltungsbereich des Neumarkter, Schweidnitzer und Striegauer Landrates zur Folge gehabt. Das seit den ältesten Zeiten herrschende starke innere und äußere Verhältnis der in den Kreis eingereihten Städte zu der uralten mächtigen Metropole ist durch die abermalige Verschmelzung zu neuem Ausdruck gelangt.

## Stadt Breslau

Als rasch erblühende mächtige, des Schutzes bedürftige Kolonisationsstadt und Festung in allen Entwicklungsstadien bis in unsere Zeit genoß Breslau den Vorzug, sämtliche Stufen der Befestigungstechnik von der frühgeschichtlichen Holz- und Erdumwehrung an zu erleben. Diesem Vorteil steht die fast vollständige Einbuße an den massiven monumentalen Bauten gegenüber, die dem mangelnden Verständnis früherer Geschlechter für die herbe und monumentale Schönheit der mittel- und nachmittelalterlichen Wehrbaukunst zu verdanken ist. Eine

Abb. 1

Ausschnitt aus Bartel  
Weiners Stadtplan Bres-  
laus von 1562

Aus Festschrift der  
Technischen Hochschule  
Breslau 1935  
Verlag W.G. Korn Breslau



unscheinbare, nicht einmal in ihrem Alter erkannte Pforte und zwei abseits stehende Mauertürme sind die einzigen sichtbaren Zeugen aus der einstigen Vielfältigkeit der Erscheinungen ausgedehnter Befestigungsgürtel. Die trotzige Taschenbastion mit ihren mächtigen stabilen Kasematten ruht verborgen unter einem Erdhügel, den eine schwächliche Zeit als Baugelände für ein aufwandsvolles, im Grunde philiströses Gartenlokal deutschfremder Prägung darübergehäuft hat. Die verschütteten Basteien am inneren Rande des Stadtgrabens fallen noch weiterhin in Zeitabständen Eingriffen und Neubauten zum Opfer. Der Stadtgraben selbst hat Jahrzehnt um Jahrzehnt einen Teil seiner Ausdehnung verloren. So schwindet, oft unerkant und unbeachtet, im Laufe der Zeit unaufhaltsam ein Stück des massiven Befestigungsgürtels nach dem anderen in unserer Stadt hin, ohne daß diese kraftvolle Schönheit einen ausgleichenden Ersatz erhält.

Von dem heutigen Gesamtgelände der Stadt scheidet der durch die Eingemeindung von 1928 einverleibte Teil mit vorwiegend ländlichem Charakter als Gebiet der folgenden Darstellung aus. Allein der westlichste Punkt, das Schloß Lissa, beansprucht infolge seiner außergewöhnlichen Wehrtüchtigkeit eine besondere Behandlung.

Darstellungsziel bleibt also der in mehreren Phasen ausgebaute Verteidigungsgürtel der Stadt im engeren Sinne. Ihr Umfang wird durch den abgebildeten Ortsplan Bartel Weiners von 1562 mit bis zur Entfestigung von 1807 behaltener Peripherie verdeutlicht. Es ist der Kern der neuzeitlichen Großstadt, die sich durch Angliederung von Neubesiedelungsgebieten mit hergebrachter Aufteilung in Blöcke und weiterhin durch Einordnung von zentralisierenden Sterngebilden zweiter Ordnung in Systemen diagonaler Hauptstraßenanlagen gebildet hat.

Dieser Kern, die Altstadt, erscheint zu verschiedenen Zeiten und unter veränderten Gesichtspunkten in differenzierter Form und Ausdehnung. Die Festung des 18. Jahrhunderts begreift den Nordrand der Oder und die angelegerte gesamte Inselgruppe, also auch die Dominsel ein. Der erste und zweite Mauergürtel des 13. und 14. Jahrhunderts begrenzen ein gesichertes Gebiet, von dem die Sandinsel und die 1327 angegliederte Neustadt ausgeschlossen bleiben. Erst die Umschließung mit Wall und Bastionen verleiht um 1450 und 1600 die Neustadt dem Festungsumfang ein.

Ausgangspunkt der Erörterung der wehrmäßigen Entwicklung Breslaus kann angesichts der fast restlosen Vernichtung aller dortigen Befestigungsanlagen nur der vorzügliche Stadtplan sein, den der Maler und Architekturzeichner Bartel Weiner 1562 fertigstellte und kolorierte. Mit möglichster Korrektheit verdeutlicht er das Straßengefüge mit seinem Netz sich rechtwinklig schneidender Verkehrswege erster und zweiter Ordnung im ältesten, den zentralen Kaufhof mit seiner umschließenden Ringstraße (dem Ringe) umlagernden Planungskern, der durch den frühesten massiven Mauergürtel von der ihn umklammernden, ebenfalls mit einer Stadtmauer umgebenden Erweiterung geschieden wird. Oder und Ohlemündung mit östlich und westlich anstoßenden sumpfigen Überschwemmungsgebieten waren als natürlicher Schutz der noch

1241 oder in einem der folgenden Jahre neu gegründeten und abgesteckten deutschen Stadtgemeinde verwertet. Ein in Dreiecksform sich ausdehnender, mit der zweiten Burg der Herzöge und ihren Klöstergründungen bebauter Streifen lag im Anfangsstadium noch als Insel nördlich davor; denn gewichtige Anzeichen sprechen dafür, daß das Terrain der heutigen Ursulinerstraße und des Ritterplatzes im Kindesalter der Stadt die Wasserfläche eines Oderarmes war und das andererseits der „Sand“, die spätere Sandinsel, ein mit ihr zusammenhängendes Gebiet bildete, das zwar mit Ausnahme des Stiftes der Augustiner Chörherren unter der Jurisdiktion des Rates stand, aber vom Verlauf der massiven Ortsbefestigung stets ausgeschaltet wurde. Diese Ausschließung kam in der etwa um 1300 vorgenommenen Abtrennung des „Sandes“ durch Vertiefung der zwischen ihm und der Burginsel liegenden flachen Einsenkung zum Ausdruck. Die Dominsel, vielleicht das früheste Besiedlungs- oder mindestens Zufluchtszentrum, jedenfalls durch die erste herzogliche Burg geschützt, verlor nach der Gründung und wehrhaften Erstarke der an den zweiten, westlichen neuen Hauptübergang über die Oder angelehnten Stadt die Bedeutung eines Brückenkopfes wie überhaupt fast jede wehrmäßige Geltung bis zum Dreißigjährigen Kriege.

Die Verlegung des deutschen Kaufhofes von dem ungünstigen, fast vier Meter tiefer liegenden Ostzipfel der Burginsel aus der Nachbarschaft der Jakobs-(Vinzenz-)kirche nach dem durch die Stellung des später ihm vorgelagerten Rathauses gekennzeichneten zentralen Markt hatte die Planung des an ihm angelehnten Ausfallstraßenachsenkreuzes im Gefolge, die mit dem durch das Gebiet der zweiten Herzogsburg (jetzt Universität) führenden neuen Hauptoderüberganges das Rückgrat der Befestigungen um den Stapelplatz deutscher Kaufmannsgüter und die Niederlassung deutscher Handwerker wurde. Die Ausnutzung des von der Adalbertkirche über das neue Kaufhofgelände zum Nikolaitor sich erstreckenden, nach Norden und Süden abfallenden Rückens bildet eine Grundlage der neuen Stadtstruktur.

Die nach dem Mongoleneinfall sich abspielenden Vorgänge der Stadtverlegung und die Fixierung der ehemaligen Höhenverhältnisse im alten und neuen Besiedlungsgebiet Breslau habe ich im 5. Heft meiner „Quellen zur schlesischen Kunstgeschichte“ eingehend erörtert. Meine Baugeschichte des „Breslauer Rathauses“ gibt einige Ergänzungen. Die von mir in der Festschrift der Techn. Hochschule 1935 veröffentlichte Darstellung der „Wehrbauten der Stadt Breslau“ erfährt jetzt Berichtigungen und Erweiterungen. Das vorangehende, von H. Gruhn 1933 in seiner „Schlesischen Kunstbibliographie“ zusammengestellte Schrifttum über dieses Thema geht über das Niveau kleiner Teilveröffentlichungen mit meist laienhaften Vorstellungen nicht hinaus. Die bisher von Burgemeister und Grundmann herausgegebenen Kunstdenkmälerverzeichnisbände der Stadt Breslau werden in abwegigen, auch durch unrichtige Zeichnungen gestützte Ausführungen den Entwicklungsvorgängen der mittel- und nachmittelalterlichen Wehranlagen nicht gerecht, ebensowenig die von R. Konwiarz 1926 in seiner „Baukunst Breslau“ reproduzierte Rekonstruktion der Befestigungen wie auch der von R. Stein 1935 in sein Buch „Der Große Ring in Breslau“ eingeschaltete Plan der „mittelalterlichen Stadt Breslau“.

Die Unterlagen zu der vorliegenden Arbeit sind außer den geringfügigen erhaltenen Resten der Befestigungsanlagen die älteren Ortspläne nebst Teilaufnahmen der städtischen Plankammer, die Entwürfe des Festungsbaumeisters Valentin von Säbisch

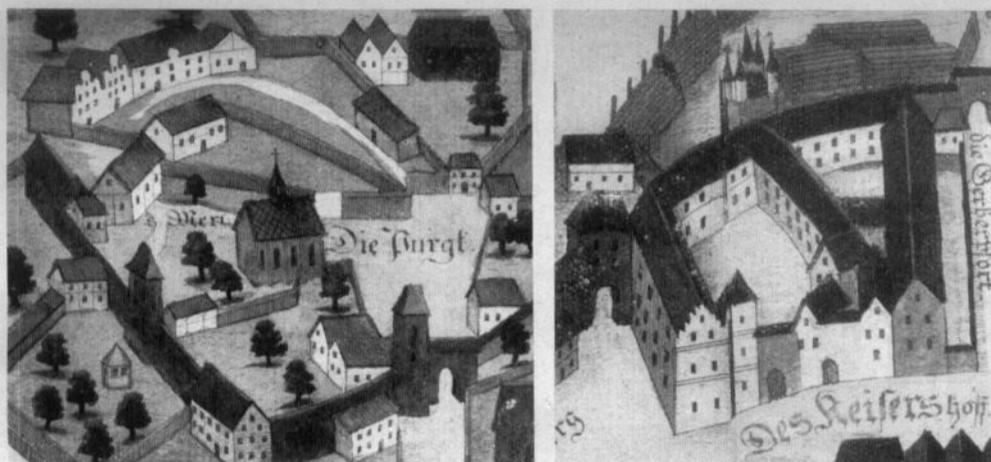


Abb. 2 Links Ansicht des Restes der Herzogsburg auf der Dominsel, rechts der späteren Kaiserburg von 1562. Ausschnitte aus Weiners Stadtplan von Breslau.

in der Stadtbibliothek, urkundliche Nachrichten der beiden Breslauer Archive und chronikalische Überlieferungen, von denen inzwischen ein Teil, die „Architectura Wratislaviensis“ des S. B. Klose und die beiden städtischen „Baubücher“ in meinen bereits angeführten „Quellen“ Heft 1 bis 4 veröffentlicht worden sind.

### Die beiden Herzogsburgen

Die insbesondere von Wilh. Schulte verfochtene Existenz einer dritten, etwa östlich der Weißen Ohle stehenden Herzogsburg habe ich bereits in meiner Planungsstudie über den Breslauer Ring in „Quellen“ 5 abgelehnt. Von den beiden Massivbauten der Breslauer Herzöge wurde der ältere auf der Dominsel nach der mit der Kaufhofverlegung verbundenen Neuplanung der Stadt allmählich aufgegeben und verfiel dem Abbruch. Ihre oder ihres Beringes Fundamente ruhen noch zum Teil unter der Erdoberfläche und harren einer gründlichen Untersuchung. Der Verlauf ihrer Ringmauer auf der Westseite kann auf Weiners Stadtplan (Abb. 1 und 2) verfolgt werden, dessen umfaßtes Terrain zu beiden Seiten der Südhälfte der Martinistraße zu suchen ist. Ihr von einem Turm flankiertes Tor lag nordwestlich der Kreuzkirche, etwa zwischen den Häusern An der Kreuzkirche No 10 und Martinistraße 14. Dieser Turm überlebte die Jahrhunderte, auf F. B. Werners Aufnahme des Orphanotropheums (I, 239) ist er unmittelbar hinter diesem Gebäude zu sehen. Von ihm aus führte die Mauer ein kurzes Stück in westlicher Richtung und bog dann nordwärts ab, durch ihre Stärke und Höhe, die Schießscharten und einen sie unterbrechenden Turm als Teil des Burgberinges gekennzeichnet. Reste des herzoglichen Wohnhauses sind nicht mehr sichtbar. Die angeblich als Burgkapelle benutzte Martinikirche innerhalb dieses Geländes mit ihrer romanischen Gestaltung bedarf noch einer eingehenden Untersuchung.

Die zweite Herzogsburg, auf deren Fundamenten heute die Universität in ihrer von der mittelalterlichen Planung jener abhängigen malerischen Gruppierung

*19 grad. na ostrou*



Abb. 3 Die überbaute Dorotheenpforte in der ersten Stadtmauer Breslaus.  
Aufnahme von Franz Hein in Breslau.

der Baukörper steht, war seit 1335 Eigentum der deutschen Herrscher und wurde darum die Kaiserburg genannt. Am Nordrand des Stadtkernes gelagert, doch anfangs durch den zugeschütteten Oderarm von diesem getrennt, blieb sie unangetastet bis zu ihrer Übereignung an die Jesuiten. Deren Kirche und Kollegium wurden 1689 bis 1740 zum großen Teil auf ihren Grundmauern errichtet.

Von der Burg sind nur der in den Westflügel der Universität eingekapselte Torturm, durch welchen immer noch die höher gelegte Durchfahrt nach der Universitätsbrücke führt, und ein zweiachsiger Abschnitt des Ostwohnflügels mit romanischen Wanddurchbrechungen im Obergeschoß als Sakristei der Kirche dem Untergang entronnen.

Ihre Entwicklung und Baugeschichte habe ich in dem ersten Heft meiner „Schlesischen Burgen und Renaissanceschlösser“ behandelt. Die Entstehung ihrer frühesten massiven Bestandteile um die Mitte des 13. Jahrhunderts ist durch das auch in den älteren Abbildungen zu beobachtende Vorhandensein romanischer Gestaltungs- und Schmuckformen gewährleistet. Erweiterung und Ausbau, insbesondere der Wohn- und Gesellschaftsräume, in allen Stilphasen und Jahrhunderten bis zum Anfang des 17. sind aus Resten, Bildern und schriftlichen Zeugnissen verfolgbare. Ihr durch die Anlehnung an die stark befestigte Stadt verminderter Wehrcharakter beschränkt sich, nach ihrer Verfassung im 16. Jahrhundert zu urteilen, auf einen schwachen dreigeschossigen Torturm auf der Südseite (Abb. 2) und einen der Nord-(Oder-)front vorgesetzten höheren und stärkeren, mit Wehrgang und Ecktürmchen ausgestatteten Wachturm. Der anfängliche Burgbering erscheint durch die angebauten Wohnflügel durchfenstert und geöffnet. Nur der Nordtrakt verrät nach außen eine gewisse abwehrende Haltung. Der kurze Nordflügel links vom Turm (Vgl. „B. u. Schlösser“ S. 11) ist zwar durch Fenster des Obergeschosses in der Verteidigungsfähigkeit beeinträchtigt, der Abschnitt rechts davon mag aber die alte Schießschartenreihe noch 1727 besessen haben, wenn man die ununterbrochene Linie der dafür allerdings etwas groß gezeichneten Öffnungen am oberen Mauerrand auf der Abb. als solche deuten darf. Der Kaisertorturm rechts weist noch das Fallgatter auf, das dessen Charakter als gleichzeitig dienenden Torschutz der Stadtmauer kennzeichnet. Der Mauertrakt westlich des Torturmes mit dem angelehnten Marstallgebäude reicht schon in die Interessensphäre der Stadt und gehört zu dem im Laufe der Jahrhunderte aufgegebenen Burggelände.

### **Die erste Stadtmauer**

Eine Stadtgründung an der Ostgrenze ohne starken schützenden Abschluß ist nicht gut denkbar. Die Verdrängung der anfänglichen Pallisadenwand mit Wall und Graben, des „hölzernen Parchens“ durch eine Ziegelmauer wird vom Chronisten S. B. Klose nach 1260 gesetzt. Mit dieser Datierung kann nur der Anfang oder das Ende der auf mehrere Jahre sich erstreckenden Mauerausführung gemeint sein.

Die Auswechslung des Stadtheringes kann selbstredend nur abschnittsweise und in geringer Entfernung von der Holzwand vorgenommen worden sein.

Daß die Mauer hinter den Pallisaden — von außen gerechnet — erstellt wurde, läßt sich aus ihrem verhältnismäßig großen Abstand vom Graben schließen, der 30 bis 50 Meter beträgt, wie man ihn bequem von der Dorotheenpforte bis zur Ohle abschreiten kann.

Der Verlauf der Stadtmauer im Westen, Süden und Osten ist durch die Linie des ersten 1866 zugeschütteten Stadtgrabens in dessen Straßennamenüberlieferung der Reußen-, Siebenrade-, Schloß-, Altbüßer-, Kätzel- und Weißen Ohle bekannt. Der Graben hatte von Anfang an oder erst später fließendes Wasser aus der Ohle bzw. der Oder, ein Umstand, der die Verteidigungsfähigkeit erheblich erhöhte. Seine Breite war größer als heute die über dem ehemaligen Wasserlauf führenden „Ohlen“ verraten, weil die Ufer schon vom 14. Jahrhundert an allmählich verlegt und das Bett eingengt wurden, um Baugelände für die darauf erstehenden Reihen von Kleinsthäusern zu gewinnen, die meist in zwei Zeilen die Ränder besetzten und noch heute innehaben.

Im Stadtplan von 1562 ist die Führung der Mauer leicht ablesbar. Die Tortürme dieses ersten Beringes in der Nikolai-, Reusche-, Schweidnitzer-, Ohlauer- und Sandstraße sind deutliche Meilensteine. Desgleichen weisen die in allen Plänen bis ins 18. Jahrhundert eingezeichneten stehengebliebenen Abschnitte der Stadtmauer mit nachträglichen Durchbrechungen in Form von Pforten für den Durchgangsverkehr auf ihren Verlauf. Daß es Teile der Stadtmauer sind, bekunden auch die außerhalb den Toren vorgesetzten, ebenfalls durchfahrtartig durchbrochenen Parallelwände von Zwingerhöfen, so am Südausgang des Salzmarktes (Schloßstraße), in der Dorotheengasse, am Südenende der Schuhbrücke, der Pfnorr- (Altbüßerstraße) und Mäntlergasse und des Kugelzipfels (Poststraße). Die einzige von den Pforten hat sich bis heut in der Dorotheengasse, an die Grundstücke Nr. 3 und 4 angelehnt, dadurch erhalten, daß ihr breiter Rücken neben einem zweiten inneren schmaleren Gewölbebogen als Unterbau für Wohnräume ausgenutzt und durch die Jahrhunderte beibehalten worden ist. (Abb. 3) Dieser Durchgang ist sicher schon im 14. Jahrhundert in Spitzbogenform geschaffen und zu Beginn des 16. in die bestehende geräumige, im Halbkreisbogen abschließende Öffnung erweitert worden.

Unversehrte längere Mauerabschnitte sind 1562 östlich vom Kugelzipfeldurchgang nach dem Turm der 1387 erstmalig mit Reparaturkosten erwähnten Ketzerpforte diesseits und jenseits der Ohle zu beobachten, dann im Bereich der Adalbert- und Katharinenkirche in Form von Wänden angebauter Häuser und schließlich in uneingeschränkter Deutlichkeit nördlich des späteren Neustädtertores, hier durchsetzt von Mauertürmen. Aus einschlägigen Haus- und Bauakten (Stadtarchiv 7.1 Vol. 13, 16, 18 und 26 und 7.52 Vol. 3 und 7.140 und 7.230 und Staatsarchiv Rep. 18 Dominikaner III. 6 h, k, l und 8 g) sind eine Reihe von Aufweisungen der ersten Stadtmauer erreichbar.

Sogar kleinere Reste von ihr stehen noch heut an den äußeren Hofseiten der östlichen Sandstraßengrundstücke und an der Rückwand der hoflosen Häuser Graben Nr. 8 und 10 für die abgebildete Rekonstruktionszeichnung zur Verfügung. Verwertet worden sind auch die oft unverschobenen Grundstücksgrenzen im einstigen Mauerbereich.

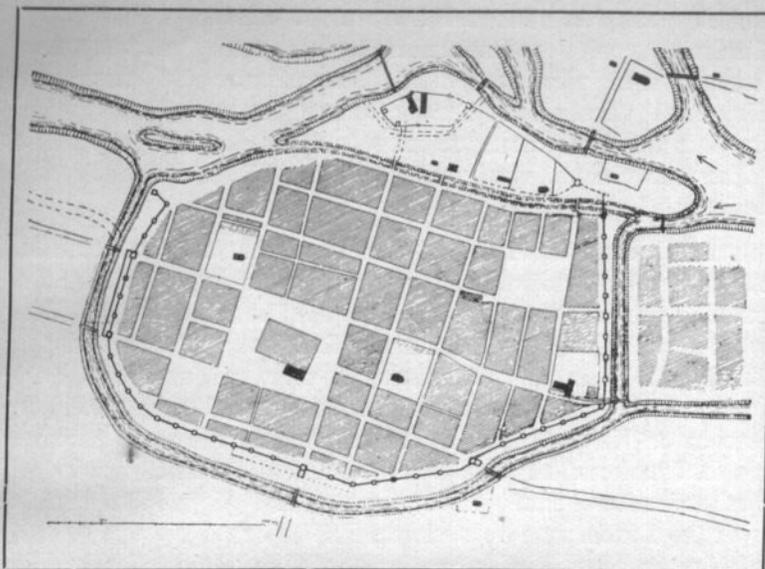


Abb. 4

Der Kern von Breslau mit der ersten Stadtmauer. Die Existenz der eingezeichneten Mauertürme ist fraglich.

Aus Festschrift der Techn. Hochschule Breslau 1935.

Verlag W. G. Korn

Die Nordseite der Stadt durfte infolge ihrer Sicherung durch den Strom zunächst ohne Mauer bleiben, hier genügte notwendigenfalls ein hoher Bretterzaun. In Weiners Stadtplan fehlt jede Andeutung eines dortigen Mauerabschlusses.

Das Fundament der Mauer bestand in ortsüblicher Bauweise aus Granitfindlingen, vielleicht auch z. T. aus gebrochenen Steinen, wie sich aus den Resten an der Sandstraße ersehen läßt. Der Oberteil war aus Ziegeln erbaut, deren Verband und Format noch nicht feststellbar waren. Die Mauerstärke ist mit Sicherheit auf 2,20 Meter festzulegen, wie die Messungen an der Dorotheenpforte, an den Grabenhäusern und an dem bis 1905 an der Nordostecke als Begrenzung des Sandzeughauses (Städt. Plankammer 56.10.2) verbliebenen Teil ergeben haben. Die Tiefe der Zinnenbrüstung ist mit 0,30 bis 0,60 Meter von der des Mauerrückens abzuziehen, daß eine Breite von 1,60 bis 1,90 Meter für den also nur massiven Wehrgang verblieb. So wird Bartel Steins Schilderung von 1512 verständlich, die besagt, daß auf der hohen und starken ersten Mauer „die Verteidiger sicher hin- und hergehen konnten“. Am Innenrande befand sich eine wahrscheinlich auch massive niedrigere Brüstung.

Die Höhe dieser ersten Stadtmauer läßt sich aus Weiners Kartenbild nach Maßgabe der benachbarten Häuser auf doppelte Stockwerksausdehnung mit etwa sechs Metern ohne Zinnen berechnen. Eine Bestätigung dieses Maßes ist aus der erwähnten Aufnahme des Sandzeughauses gewinnbar.

Wenn der gesamte erste Stadtbering bereits **Mauer- oder Halbtürme (Schalen)** besaß, waren sie zweifellos im Verband mit ihr zu gleicher Zeit hergestellt worden. Diese in regelmäßigen Abständen eingefügten Flankierungstürme sind von den Tortürmen zu unterscheiden, die natürlich ebenfalls für die Seitenbestreichung vorgesehen sind. Die Verteilung, Entfernung von einander und Gestaltung der Mauertürme ergibt sich aus wehrbautechnischen Grundsätzen.

Anzahl und Form sind für fast den ganzen Bering nicht bekannt. Einzig der 160 Meter lange Abschnitt von der Breitenstraße bis zum Sandzeughaus (Markthalle am Ritterplatz) mit vier oder fünf Mauertürmen ist durch die Pläne Weiners und Fr. Groß' überliefert. Die Notierung von vier Türmen des Friedrich Groß scheint mir die zuverlässigere zu sein. Auf 160 Meter verteilt begrenzten sie hier Mauerabschnitte von rund 32 Meter Länge. Die Grundflächen dieser Türme geben beide Gewährsmänner als Quadrate an.

Nun ist das Bedenken nicht auszuschalten, daß der Mauerzug an der Ostseite, der gerade dort auch als zweite Stadtmauer bzw. als Fortsetzung der zweiten Stadtmauer bestehen blieb, eine nachträgliche Verstärkung durch die Einfügung von Türmen erhalten haben kann. Dann ist damit zu rechnen, daß die erste Stadtmauer überhaupt keine Unterbrechungen als nur durch die Tortürme und höchstens durch vereinzelte Mauertürme in besonders gefährdeten Abschnitten wie an scharfen Knickstellen (Ecken) oder an zu langen geraden Fluchten oder an den Endpunkten bei der Oder besaß. Aktenmäßig bekannt ist das einstige Vorhandensein eines Mauerturmes auf dem Grundstück Graben Nr. 6. Ob wir in diesem wie in anderen Fällen des Süd- und Westberinges nur mit Halbtürmen oder Schalen — der Ausdruck Wich- oder Weichhaus bezieht sich auf beide Arten, ganze und Halbtürme — zu tun haben, bleibt dahingestellt. Bezüglich ihrer Größe gibt uns das im Grundstück Sandstraße Nr. 7 zum Teil erhaltene Exemplar das Seitenmaß der Grundfläche mit rund 7 Metern. Bei einer begründeten Höhenannahme von 9 bis 10 Metern einschließlich des Zinnenkranzes lag die Wehrplatte um einen bis zwei Meter über dem Wehrgang.

Die Form der **Tortürme**, die sämtlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts abgetragen wurden und die bis dahin Gefängnis- und Wohnzwecken gedient hatten, überliefert uns zunächst B. Weiner in unklarer Skizzierung. Am besten ist daraus die Ansicht des Schweidnitzer Torturmes verwertbar, weil sie ihn in Frontalstellung bietet. Ergänzungen gibt um 1750 Werner in seinen Stadtplänen, z. B. in dem auf Seite 154 des II. Bandes seiner Topographie. Die Abbildungen gestatten fürs erste die Feststellung, daß der Torturm stets die Durchfahrt enthielt, daß er also nicht etwa flankierend neben einer in der Stadtmauer für den Verkehr vorgesehenen Öffnung stand. Über dem Rundbogen der Turmdurchfahrt ist bei Weiner deutlich die für die Aufnahme des Fallgatters bestimmte Eintiefung erkennbar. Die Höhenabmessung ist bescheiden. Es wird fraglich, ob ein viertes Geschoß anzusetzen ist. Die glatten Wände der Quaderform sind bei allen nur durch Lichtschlitze in zwei Stockwerken unterbrochen. Die Zinnen sind durch das übliche Schneidendach verdeckt, auf der Weinerschen Seitenansicht des Torturmes in der Ohlauerstraße aber sichtbar gelassen. Zur besseren Veranschaulichung kann das Bild des in fast gleicher Gestaltung auftretenden Torturmes der zweiten Stadtmauer (Abb. 8) herangezogen werden. Für das seit 1346 genannte Tor bei der Adalbertkirche ist kein Bild vorhanden, da es lange vor 1562 kassiert wurde.

Erweiterungen der Toranlagen sind die kleinen Zwingerhöfe, die den Türmen in Form von mauerumzogenen gezinnten Rechtecken mit Durchgang oder Schlupfporte und Durchfahrt vorgesetzt sind. Sie dienten weniger Ver-

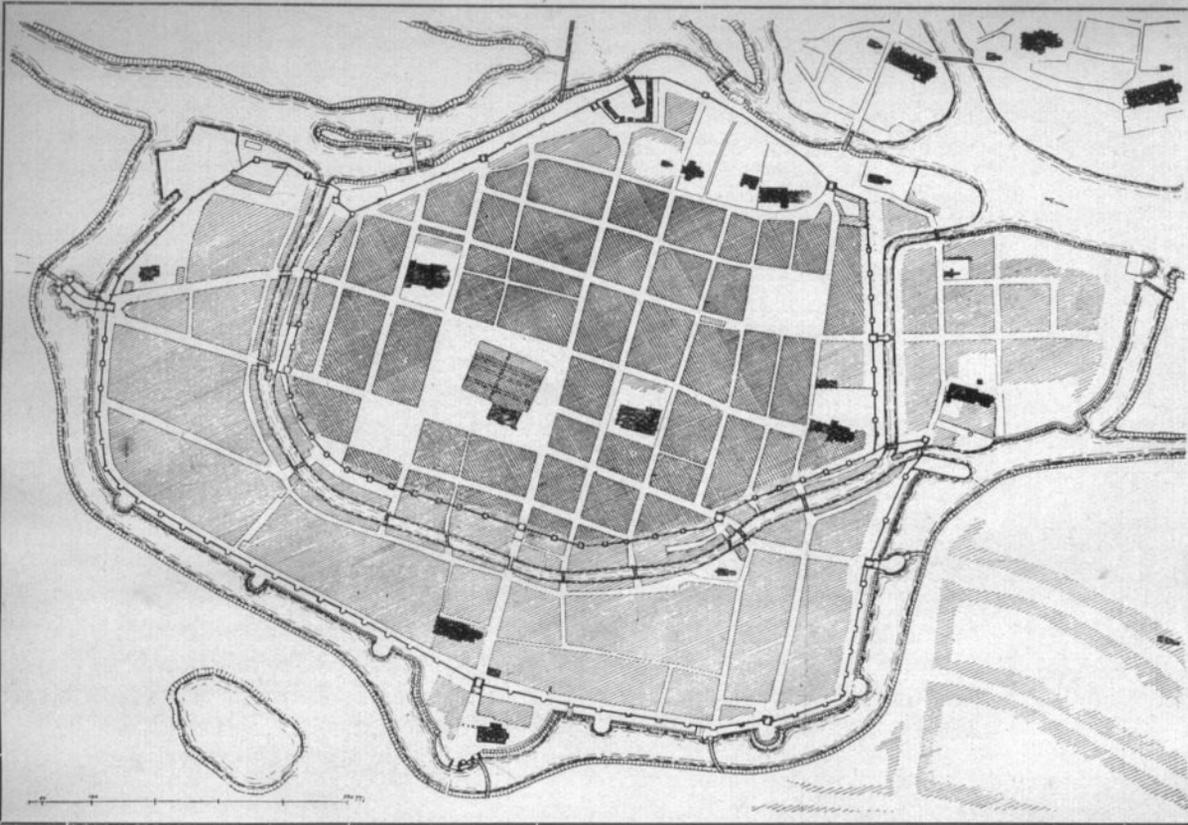


Abb. 5 Die Altstadt von Breslau mit der ersten und zweiten Stadtmauer und Basteien.  
Aus Festschrift der Techn. Hochschule 1935 Verlag W. G. Korn.

teidigungszwecken als der praktischen und erleichterten Überwachung des Verkehrs, indem die ihnen eingefügte Schlupfpforte das ständige Verschließen der schwerfälligen Durchfahrtstorflügel überflüssig machte.

Für den Wasserein- und auslauf der Ohle bestand der Schutz wohl noch aus dicht gestellten Pfählen. Die bei Weiner eingezeichneten massiven Überbrückungen mit flachen Bögen und Zinnenmauern darüber sind späteren Ursprungs.

Über die Form der wohl festen Ohlebrücken vor den Tortürmen sind keine Andeutungen vorhanden.

### Die zweite Stadtmauer

wird durch das enorme Wachstum der jungen Gemeinde in kürzestem zeitlichen Abstände von der ersten notwendig. Die teils schon vorhandene, teils fortschreitende Besiedlung und Bebauung eines den Kern im Westen und Süden umschließenden Gürtels erforderte dessen Einbeziehung in das Verteidigungssystem. Dem kaum vor einem Menschenalter beendeten ersten Mauerbau folgte der zweite, in planmäßiger Verteilung auf vier bis fünf Jahrzehnte.

Für diesen Abschnitt der Breslauer Wehrgeschichte sind zum erstenmal städtische Rechnungsbelege vorhanden, in dem die Jahre 1299 bis 1357 umfassenden sogenannten Henricus Pauper. Sie setzen, schon mitten im Mauerbau, 1299 mit der Errichtung des Ohlauertores ein und führen weiterhin an Ausgaben im besonderen an: 1305 den Graben und das Tor bei St. Nikolaus mit zusammen 85 Mark (eine damalige Mark etwa 800 RM.), das Odertor neben der Herzogsburg und das Schweidnitzertor mit Turm, 1318 nochmals mit zusammen 153 Mark, 1308 bis 10 für ungenannte Türme etwa 250 Mark. Ab und zu werden schon Wiederherstellungsarbeiten an den genannten Toren bezahlt, 1305 auch die Erneuerung der eingestürzten Mauer nach der Neustadt zu. An der Stadtmauer wird 1332 bis 42 gebaut, 1345 und 46 werden die Kosten für die Erker notiert, unter denen wohl Gußerker oder Pechnasen<sup>2</sup> zu verstehen sind. Dazwischen laufen Ausgaben an Zimmerleute für die Anfertigung der hölzernen Lauf- oder Wehgänge und der notwendigen Bedachungen. Kurze Rechnungsfragmente aus den Jahren 1386 und 87, ebenso wie der Henricus Pauper im 3. Bande des Codex Diplomaticus Silesiae veröffentlicht, gebrauchen den Ausdruck Wich- oder Weichhäuser für Mauertürme.

Daß die zweite Stadtmauer in allen diesen Belegen gemeint ist, wird nirgends gesagt. Daß aber nur ihr Bau zu verstehen ist, geht aus anderweitigen Zeugnissen hervor. Die Gründungsurkunde der Dorotheenkirche von 1351 mit der Standortbezeichnung „inter duos muros“ setzt das Vorhandensein zweier Stadtmauern voraus. In diesem Sinne zeugen auch Eintragungen der Schöffebücher, z. B. aus dem Jahre 1353 bezüglich des zweiten Ohlauertores.

Ein indirekter Beweis für den bereits vollzogenen Bau der zweiten Stadtmauer liegt in der noch im Henricus Pauper unter 1355 erstmalig notierten Einnahme „de turribus“ und „von den Wichhäusern“, die für Werkstatt-, Lager- und Wohnzwecke, durch leicht entfernbare Holz- oder Fachwerkwände abgeschlossen und vermietet wurden, müßte sich auf diejenigen der außer Dienst gestellten ersten Stadtmauer beziehen.

Im Gegensatz zu der ersten ist die zweite Stadtmauer über vier Jahrhunderte lang unangetastet und in der Hauptsache von Eingriffen privater Bautätigkeit anliegender Grundbesitzer verschont geblieben und von der Stadtverwaltung bis zu einem gewissen Grade gepflegt worden. Daher sie in allen Stadtplänen bis zu ihrer ersten, 1762 auf sechs Fuß Höhe vorgenommenen Reduzierung vermerkt wurde. Ihr vollständiger Abbruch nach 1807 entfernt sie aus dem Stadtbilde. Fundamentreste in kurzen Abschnitten haben sich im Garten des Ursulinenklosters, in den Fundamenten der Oderseite des Matthiasgymnasiums und des Universitätsgebäudes, außer dem bereits erwähnten Teil am Burgfeldzeughaus erhalten. Bis 1895 stand ein Stück nördlich der Liebichshöhe. Die genauen, durch Baurat Plüddemann veranlaßten Aufnahmen und ein um 1800 gemachter Grundriß des Abschnittes an der Barbarakirche (Städt. Plan-kammer 11. 7. 59 und 11. 7. 2) sowie die beiden noch vorhandenen Zeughauswände bieten das Material für die Rekonstruktion dieser zweiten Stadtmauer.

Die genaue Führung dieses neuen Beringes ist auf der West- und Südseite der Stadt erheblich schwieriger als die des ersten festzustellen. Durch die spätere

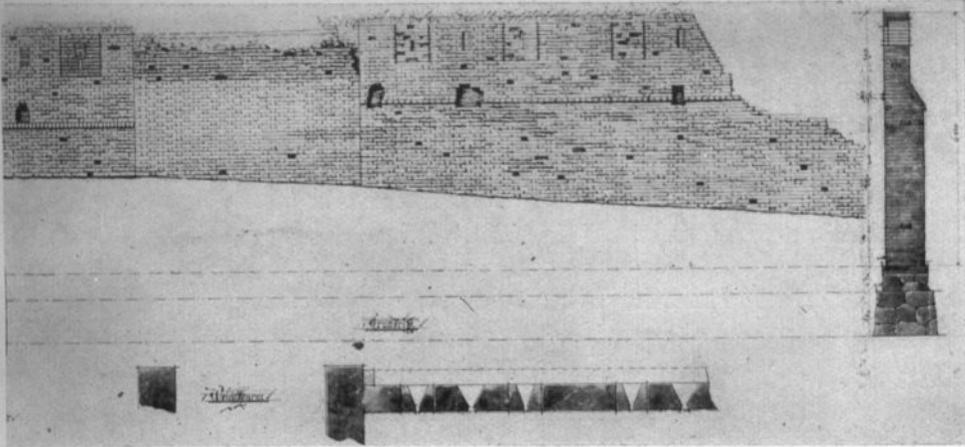


Abb. 6 Aufnahme des Restes der zweiten Stadtmauer aus dem Jahre 1895 von Plüddemann.

Vorlagerung der Bastionen ist die Entfernung der inneren Stadtgrabengrenze von ihm bis um etwa 160 Meter am Schweidnitzer Tor und an den Ecken vergrößert worden, so daß der Wasserlauf keinen Anhalt für die Festlegung des Mauerverlaufes gibt. Die bestimmbare Lage der Tortürme, die genannten Grundrisse und Überreste weisen fürs erste die große Richtung, für die Wall- und Zwingerstraße tut Hermann Luchs' Nachricht, daß sie auf der Innenseite der Mauer lägen, gute Dienste, dann hilft Plüddemann in der Neuen Gasse um die Ecke nördlich der Liebichshöhe und schließlich vermitteln örtliche Teilaufnahmen zwischen Ohlauer Tor und Kätzelkunst, wo sich Ohle und Stadtgraben trennen, den Mauerverlauf vom Endturm am Anfang der Kirchstraße im rechten Winkel westwärts zu der ersten Stadtmauer, die hier auf dem nördlichen Teil der Ostseite bis zum neuen Sandtorturm die Rolle der sichernden Abgrenzung weiter spielt. An der Nordseite umschließt die nicht immer parallel zum Oderufer gezogene Mauer das vorher abgetrennte große Inseldreieck mit Kaiserburg, Klöstern und neuen Wohnblöcken. Die ehemaligen Klosterhofmauern als wehrhafte Abgrenzungen nach Norden hatten ihre Geltung eingebüßt. Hier gab es fortan nur noch eine dem Rate der Stadt unterstehende Stadtmauer, so daß schon 1374 der Meister von St. Matthias bei der sädtischen Obrigkeit die Erlaubnis einholen mußte, als er ein Fenster durch die Stadtmauer brechen lassen wollte. In diesem Rechtsstreit liegt auch ein Beweis gegen die von Ortsgehistorikern immer wieder aufgestellte Behauptung vom zweiten Mauerbau im Anfang des 15. Jahrhunderts.

In den Abmessungen ihres Querschnittes weicht die neue Mauer von der ersten erheblich ab. Ihre Dicke erreicht mit 1,08 Metern an der Liebichshöhe nur die Hälfte der früheren Stadtmauerstärke. Dieses Maß hat für die gesamte Ausdehnung Geltung. Daß es an der Nordseite des Burgfeldzeughauses um  $\frac{1}{2}$  Meter überschritten wird, erklärt sich aus der gefährdenden Nähe der Oder, weshalb der gesamte übrige Nordtrakt am Fluß entlang sogar die volle Dicke der ersten Stadtmauer erhalten hatte. Für die Höhe überliefert Plüddemanns Aufnahme das unerwartet geringe Maß von 6,54 Metern einschließlich der 1,93 Meter

hohen Schießschartenbrüstung, so daß für die Ziegelmauer selbst nur 4,61 Meter über dem 1,90 Meter hohen Feldsteinfundament verbleiben, von welchem allerdings fast die Hälfte dazugerechnet werden kann. So kommen wir schließlich doch zu einer Gesamthöhe von  $7\frac{1}{2}$  Metern, wie sie auch mit Hilfe von Weiners Stadtbild aus dem Verhältnis zu angelehnten dreigeschossigen Häusern gefolgert werden kann.

Die verhältnismäßig geringe Stärke der Mauer, deren Versteifung durch die Ausbauten der Halbtürme von vornherein in Anschlag gesetzt war, ließ nach Abzug der 0,73 Meter tiefen Brüstung einen nur 0,35 Meter breiten Absatz, der für die Benutzung durch die Mannschaft eine Verbreiterung zu einem etwa einen Meter überkragenden Wehrgang erforderlich machte.

Die frühe Errichtung der zweiten Stadtmauer wird auch aus dem Baubefund erhärtet, der in der Abbildung 6 deutlich zeigt, daß sie zunächst mit 2,05 Meter breiten Zinnen ausgestattet war. Die Schließung der 0,90 Meter breiten Lücken und ihre und der Zinnen Ausstattung mit Schießscharten gehört erst dem 15. Jahrhundert an. Dieser Mauerabschnitt stand an der Südseite der Neuen Gasse und begleitete sie noch ein Stückchen nordwärts. An der Ecke stand ein Mauerturm, der nach der Aufnahme ein Halbturm, eine Schale war. Da die einen Meter starken Seitenwände durch die Mauer mit  $\frac{1}{2}$  Meter übergriffen, ist es nicht ausgeschlossen, daß ein stadtseitiger Teil des Turmes aus Verkehrsrücksichten schon lange vorher abgetragen war. Seine Breite war 6,30, seine vorkragende Tiefe 3,40 Meter. Plüddemann hat in der Absicht, diesen Mauerbestand für die Stadt zu retten, eine Rekonstruktion mit Wehrgang für Mauer und Turm unter Belassung der später genannten Poternenpforte an dieser Stelle ausgearbeitet, die bei aller Unvollkommenheit der Stadt einen wertvollen Besitz erhalten hätte.

Die Etappen der Errichtung der zweiten Stadtmauer lassen sich mit notwendiger Vorsicht auch aus dem Stil der eingefügten **Mauertürme** ablesen. Weniger an den in gewissen Abständen eingeschobenen Voll- als vielmehr an den stadtseitig geöffneten Halbtürmen oder Schalen. Die polygonale Form, mit fünf Seiten des Achtecks vorspringend, findet sich in drei Exemplaren östlich und vierzehn westlich des Schweidnitzer Tores auf Weiners Stadtplan und kann zur Datierung des als spätest errichteten Teiles der Stadtmauer benutzt werden. Die jüngsten, erst in das 15. und 16. Jahrhundert zu setzenden Halbzyinderschalen finden sich nur zweimal nördlich des Nikolaitores und sind als Ersatzbauten — Klose meldet unter 1551 und 52 Einsturz und Wiederherstellung eines Stückes Stadtmauer am Nikolaitor — zu bezeichnen. An ganzen Mauertürmen weisen die wenig von einander abweichenden Pläne von Wiener und Fr. Groß südlich des Nikolaitores sechs bis elf (Säbisch nur drei) Vertreter, westlich des Schweidnitzer Tores einen und nördlich und südlich des Ohlauer Tores zwei und einen. Der Eckturm im Nordwesten der Stadt, ein besonders stabiler Geselle mit 2,70 Meter starken Wänden (Abb. 7) ist wie die benachbarte Halbzyinderschale dadurch dem Abbruch entgangen, daß das Korn- und Zeughaus 1450 in diesem Winkel des in seiner Bedeutung noch ungeklärten Burgfeldes eingerichtet wurde. Die Seitenlänge seiner quadratischen Grund-



Abb. 7 Mauereckturm  
am Burgfeldzeughaus

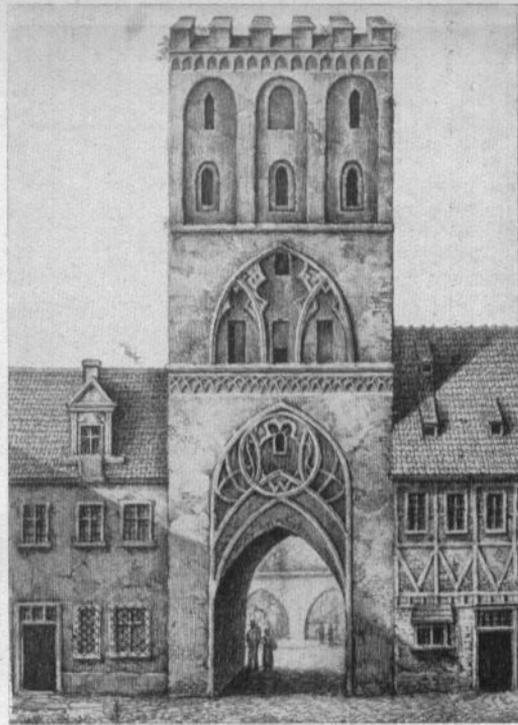


Abb. 8 Schweidnitzer Tor II.  
Zeichnung von Bach-Mützel

fläche beträgt neun Meter, seine Höhe vier Geschosse, das im Wechselverband verwendete Ziegelformat 27:13:9/10 Zentimeter. Seine auffallende Mauerstärke erklärt sich durch die Nähe der Oder. Sein südlicher Nachbar in 32 Meter Entfernung, der Halbzylinderturm, hat eine nur einen Meter dicke Wand mit Schlüsselscharten, d. h. kreisrunden Scharten mit unterem spitzen Dreiecksansatz, die in quadratische Sandsteinplatten eingearbeitet sind.

Die neue Ufermauer östlich des Ohlendturmes am Kuttelhof bis zur Burg und jenseits davon durfte auf eine gleiche Dichte in der Aufeinanderfolge der Mauertürme verzichten. Zu beachten bei der Betrachtung der Weinerschen Karte ist, daß hier im westlichen Abschnitte wie auch an anderen Stellen einzelne turmähnliche Gebilde nur verdachte Strebepfeiler sind.

Eine Kontrolle der von den Planzeichnern nicht übereinstimmend angegebenen Anzahl der Türme des Südberinges wird durch die amtliche Numerierung der seit dem 17. Jahrhundert meist vermieteten Türme durch das Aktenstück 7.52 Vol. 1 des Stadtarchivs ermöglicht. Die Zählung beginnt am neuen, von der Südseite in die Neustadt führenden Torturm östlich der Adalbertkirche beim Hiobskrankenhaus mit Nr. 1, der Taschentorturm müßte Nr. 11 und der Schweidnitzer Nr. 21 sein. Am Königlichen Palais stand Turm 27 gemäß einer Aktennotiz des Staatsarchivs (Rep. 14. 1. 33 a), Nr. 34 war der 1749 aufgeflogene, seit 1598 mit Kupfer gedeckte Pulverturm in der Wallstraße, und Nr. 40 wird als Luntenturm bezeichnet. Mit Nr. 43, dem Nikolaitorturm II und

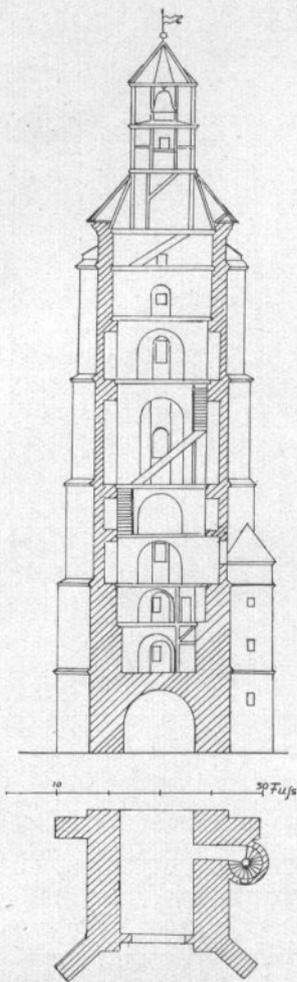


Abb. 9 Ziegeltor I (Gute Graupeturm).

seinem nördlichen Nachbar Nr. 44, hört die amtliche Zählung auf. Wenn man darin fortfahren würde, war Nr. 46 seit dem 16. Jahrhundert Pulverturm und mit einem Zaun, später mit einer Mauer umgeben.

Von den **Tortürmen**, den wichtigsten Verteidigungszentren, Hauptakzenten und auch repräsentativen Ausstattungsstücken der zweiten Stadtmauer vermittelt die um 1815 vor dem Abbruch gemachte Zeichnung Bach-Mützels (Abb. 8) eine formal anschauliche Vorstellung. Noch romanisch derb steigt der Quader in sechs Geschossen auf, durch Gurte in drei Zonen geteilt. Die erste und dritte sind außerdem durch Friese abgegrenzt. Von dem Raum über der im Kielbogen abschließenden Durchfahrt aus wurde das Fallgatter bedient, das hier jedoch seit etwa 1530 nicht mehr benutzt wurde und die maßwerkartige Verzierung mit dem W des Stadtnamens erhielt. Auch die Fensterchen des dritten und vierten Geschosses sind durch eine wohl nachträglich um 1450 angefügte, in einen zusammenschließenden Spitzbogen eingeordnete Rippen- und Dreipaß- bzw. Fünfpfaßgarnitur dekoriert worden. Ursprünglich dagegen ist die zusammenfassende Arkadur der obersten Stockwerke, deren Rundbögen allerdings anzuzweifeln sind. Der Zeichner hat sich versehen, denn die Abschlüsse waren gewiß Spitzbögen. Dem Zinnenkranz, dessen Schießschartenlücken ebenfalls verzeichnet sind — sie dürfen nur halb so breit sein als die Zinnen — fehlt bereits seit geraumer Zeit das schützende Dach, weshalb sich Unkraut und Gestrüch auf ihnen breitgemacht haben. †

Die Gestaltung aller anderen zweiten Tortürme war eine ähnliche. Ihre Zahl hatte sich etwas vermehrt. An der Westseite war infolge des nach Ausweis der Grundstücksgrenzen erst damals vorgenommenen Zusammenschlusses der Nikolai- und Reuschegasse zu einer einzigen Ausfallstraße eine Toranlage erspart und das Verteidigungssystem hier vereinfacht worden. Dafür verlangte aber der zu den Lehmgruben vielbenutzte Ausgang an der Südostecke im Zuge der Taschenstraße ein neues Tor, dessen Turm den anderen an Größe etwas nachsteht. Der neue Ohlauer Torturm kam in der Verlängerung der Straße zu stehen und übernahm die Funktionen des Vorgängers. An der Adalbertkirche, wo erste und zweite Stadtmauer zusammenstießen und in eine einzige Linie übergingen, scheint eine Pforte, von welcher öfters die Rede ist, den Verkehr — vielleicht auch nur des Klosters — ostwärts vermittelt zu



Abb. 10 Ansicht Breslaus von Süden aus Hartmann Schedels Weltchronik von 1493 (1462).

haben. Im nördlichen Abschnitt des Ostberinges, der ja hier erste Stadtmauer geblieben war, wie anzunehmen ist, fand sich an Stelle einer im Zuge der heutigen Breitenstraße liegenden Pforte, die zu den Ziegelscheuern in der Neustadt führte, noch im 14. Jahrhundert ein Torturm ein. Er erhielt die Bezeichnung Ziegelator und heißt noch bei Weiner das Neue Tor. Die Benennung Ziegelator ging später auf eine in der Nordostecke der Neustadt angelegte Pforte über, der ursprüngliche Träger dieses Namens wurde allmählich zum Neustädter Torturm und erhielt in seinem letzten Lebensstadium als Gefängnis im Volksmund den Beinamen Gutegraupeturm. Im Jahre 1838 ereilte ihn leider auch das Schicksal aller Breslauer Tortürme. Vor jenen hatte er 1618 bis 24 den Vorzug erhalten, zu einem zehngeschossigen prachtvollen Stadtturm mit doppelter Haube und Schlaguhr umgeformt zu werden. Er ist auch der einzige der Genossen, von dem eine maßstäbliche Aufnahme mit Grundriß und Querschnitt (Abb. 9) existiert. Seine Grundfläche hatte Seiten von 21 : 22 Metern, die Wände des Erdgeschosses waren 2,20 Meter stark. Ein zylindrischer Treppenturm vermittelte den Zugang zu den drei dem ersten Baustadium angehörenden Obergeschossen. Der Helm über dem 25 Meter hohen Turmkörper ragte noch 12 Meter darüber hinaus. Der mächtige, mit gotischen Strebepfeilern bis zum neunten Geschoß besetzte Quader war in dem flacher bebauten Neustadtviertel ein reizvoller Akzent und gewichtiger Nebenbuhler des Rathhausturmes in der Altstadt. Seine Beseitigung aus Verkehrsrücksichten bildet einen der nicht wieder gut zu machenden Fehler in der Breslauer Stadtplanung und Baugeschichte.

Die Nordmauer an der Oder hatte ihre Endpunkte im Eckturm des Burgfeldzeughauses auf der Westseite und im östlichen Sandtorturm, für den der Gelände- und Stromlaufveränderung gemäß eine entsprechende Verlegung anzunehmen ist. An dieser Stadtfront war wegen zunehmenden Bedürfnisses nach Zugängen zur Oder der Prozeß der Stadtmauerdurchbrechungen lebhafter. Die an das Wasser gebundenen Handwerke (Fischer-, Mühl- oder Oder-, Gerberpforte) wie auch die Klöster strebten nach direkten Zugängen zum Fluß. Das dortige Haupttor im Zuge der Schmiedebrücke wurde 1574 umgebaut. Noch

1537 wurde ein neuer Torturm nach Kloses Angabe dicht östlich vom Burgfeldzeughaus als Durchgang zu dem außerhalb der Stadtmauer kurz vorher errichteten Allerheiligenhospital eingeschoben.

Auf dem Gebiet des Brückenbaues ist als Fortschritt schon 1299 die Ausgabe für eine Zugbrücke im Henricus Pauper gebucht. Nach den Ausgaben dieser Zeit müßte man sie vor dem Ohlauer Tore zu suchen haben.

Die ersten ebendort 1299 genannten Baumeister, die Steinmetzen Martin und Alberich, sind auch an einem Rathausteilbau, der Ratsstube, beschäftigt. Ersterer wird 1302 nochmals angeführt. Daneben taucht 1301 ein Maurer Laurentius auf und 1309 der Zimmermann Ortelinus (Orzelinus) und der Meister Hynco aus Strehlen, der Bruchsteine liefert. Dann versagt hinsichtlich der Ausführenden die Quelle bis 1341, wo der bekannte Nikolaus von Burg mit erheblichen Einnahmen aus dem ihm anvertrauten Mauerbau in Erscheinung tritt, in der Folge aber mit Namen nicht mehr angeführt wird, obwohl er auch dann für die Stadt, z. B. am Rathause, arbeitet und mindestens bis 1356 am Leben ist. 1386 wird der Maurer Gunther, ein auch nicht unbekannter Meister, im Zusammenhang mit Arbeiten an der Kaiserburg in einem kurzen Rechnungsbeleg von 1377 angeführt. Einen nachträglichen Wiederauf- oder Umbau der Stadtmauer bei Sankt Barbara übernahm 1386 nach einem Rechnungsfragment kontraktlich der Maurer Hans Bischof für 50 Mark, wozu der Rat die Ziegeln und den Kalk lieferte. Gleichzeitig wurde dem Steinmetzen und Maurer Peter Trippenmacher eine nicht näher bezeichnete Arbeit an der Stadtmauer „auf dem Ketzerberge“ verdingt, wobei es sich eigentlich um die erste Stadtmauer und vielleicht die durch sie gebrochene Pforte handeln kann. Als Konstrukteur der schon erwähnten Erker wird der Zimmermann Meister Arnold 1386 angeführt. Ihm wird auch der zugleich vergebene und bezahlte Bau von Kriegsmaschinen nebst Waffen aller Art anvertraut.

### **Der neue Wall (Zwingerwall)**

Angesichts der zu Beginn des 15. Jahrhunderts intensiver einsetzenden Entwicklung der Geschütze suchte man notgedrungen einen wirksamen Schutz, auch für den massiven Bering selbst, in Form von Erdwerken. Man griff wieder zu der vor- und frühgeschichtlichen Befestigungsart, zum Wall, der entweder als selbständiges Schutzmittel verwendet oder vor den Fuß der Burg- und Stadtmauer zu deren Sicherung gelegt wurde.

Der Anfang geschah nach Kloses Darstellung 1461 in der Neustadt, die anstatt eines Mauergürtels eine Umwallung erhielt. Sie ist mit ihren zinnenartigen Erhöhungen auf Weiners Plan gut erkennbar.

Gleichzeitig, wie Klose vermeldet, nach Ausführung von Paritius in den Schles. Provinzblättern von 1807 schon 1459, vielleicht sogar schon erheblich früher begannen die Erdarbeiten auch an verschiedenen Stellen um die zweite Stadtmauer. Sie zogen sich durch ein Viertel oder gar ein halbes Jahrhundert hin. Wenn aber Klose unter 1525 und 26 berichtet, daß der Wall hinter der Korpus Christuskirche und „auf der Mauer vom Schweidnizischen gegen dem Niklas-tor zu geschüttet“ worden sei, so ist diese Notiz doch wohl als Hinweis auf

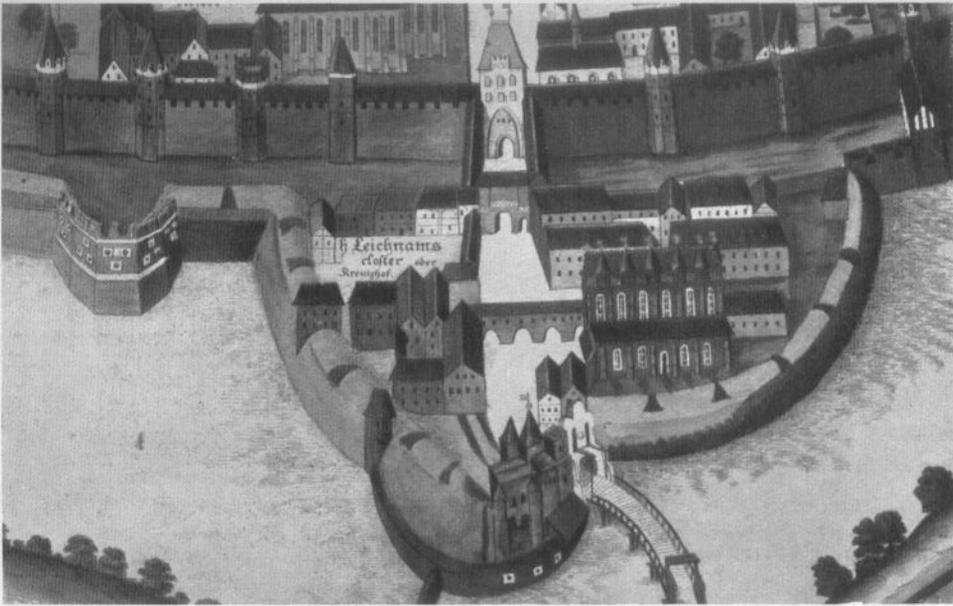


Abb. 11 Schweidnitzer Tor II, III und IV aus B. Weiners Stadtplan. Aus Festschrift der T. H. Breslau 1935, Verlag W. G. Korn.

eine Erneuerung des Walles jetzt über einer Futter- oder Zwingermauer aufzufassen. Noch deutlicher wird er unter dem Jahre 1528, wo er sagt: „Ist ein Stück Wall zwischen dem Nicklas- und Schweidnitzischem Tore eingefallen, so vergangenes Jahr in Schießlöchern gemauert, mit Erde beschüttet und der Keller genannt worden.“ Mit der so ausgedrückten Ausstattung eines Wallabschnittes mit einer Kasematte bzw. Eskarpe sind wir bereits in das Zeitalter des massiven Basteienbaues gelangt.

Da der Wall nicht unmittelbar an den Fuß der Stadtmauer, sondern in einem Abstände gelegt wurde, entstand zwischen ihr und dem Walle ein Umgang, ein sogenannter Parden oder Zwinger. Die anfängliche Uferbefestigung wurde vermittels eingerammter Pfähle, im Südbering mit Ausnahme der Halbinsel vor dem Schweidnitzer Tor, durch eine Zwingermauer, wie in Namslau, erzielt.

Die gesamte Nordseite blieb von diesen Maßnahmen unberührt. Dagegen soll auch die **Dominsel** endlich einen Schutz erhalten haben, wenn man Kloses Angabe so verstehen darf, die lautet: „1463 ist der Domb befestiget worden, daran die Geistlichkeit dem Rat zu Hülfe geben 200 Mark Heller...“ Der Zusatz: „Die Brücke hinter dem Domb samt dem Torhause ist gebauet worden“ wiederholt die schon unter 1461 vermerkte Begebenheit: „Ward das Torhaus hinter dem Tume und [mit] der Brücke befestigt und wohl verwahrt“. Die zweimalige Anführung bedeutet doch wohl nur Anfangs- und Schlußdatum derselben Arbeit. Jedenfalls wird die Wahrscheinlichkeit der Vorname dieser ersten bekannten Befestigung der Dominsel außerhalb der Burg vermittels eines Wallgürtels durch den Hinweis auf das Brückentor an der

Ostseite vergrößert. Ob es noch dieselbe Toranlage aus quaderförmigem massiven Baukörper mit breiter und schmaler Bogenöffnung für Durchfahrt und Durchgang ist, läßt Weiners etwas unbestimmtes Bild nicht klar erkennen.

Selbst das von der Dominsel jenseits zweier Oderarme liegende Vinzenzkloster erhielt nach Klose 1471 Graben und Zaun. Eine vorangehende, auch unter 1463 von demselben Chronisten eingefügte Notiz, daß „von damaliger St. Vinzenzkirche an ein Parchen gezogen“ worden sei, ist nicht recht verständlich.

Von der Sandinsel ist weder hier noch im folgenden Jahrhundert die Rede, einzig der Südturm der Marienkirche erhält unter dem Druck der Hussiteneinfälle einen Wehrgang mit hölzerner Verdachung, so wie er auf Abb. 10 zu erkennen ist.

### **Basteien des 15. und 16. Jahrhunderts**

Im Gefolge der Anlegung des Wallgürtels tauchen die ersten Ankündigungen von Basteibauten auf. Sie wurden, wie die Schalen oder Weichhäuser für die Stadtmauer, ebenso für den Zwingerwall zur Seitenbestreichung unentbehrlich. Verzögert wurde ihr Bau durch die Notwendigkeit der Verbreiterung des Grabens. Vor dem Schweidnitzer Tor, wo der Kreuzhof und die prachtvolle Dorotheen- und die Korpus Christikirche in den Wallbering eingeschlossen wurden und auf diese Weise eine Bastei, die größte aller, entstand, war eine Umlegung des Stadtgrabens vom Fuße des Torturmes II bis vor das neu zu erbauende Walltor nötig.

Wann und an welcher Stelle mit dem Bau von Basteien, die im Anfang wie die Wälle reine Erdaufschüttungen mit hölzernen Randstützungen waren, begonnen wurde, darüber fehlen direkte Äußerungen. Klose nennt als erstes 1486 das „Rändel“, d. h. Rundell hinter der Bernhardinkirche. Dieses ist aber bestimmt nicht das früheste gewesen. Einen Anhalt zur Bestimmung der Entstehungszeiten der Basteien geben Formen und Nachrichten von Bauten von Toren, deren Versetzung in die neue Befestigungsperipherie notwendig wurde. Für 1427 berichtet Klose, daß man „das Niklastor zu bauen angefangen“ habe. Nach Ausweis der Formen kann es sich hier nur um das dem Nikolaitorturm II vorgelegte Torhaus handeln, das wir noch näher kennen lernen werden. Für dieses geräumige Gebäude aber mußte Platz geschaffen werden, der wahrscheinlich z. T. durch Aufschüttung und Vorverlegung des Stadtgrabenufers gewonnen werden konnte.

Neben diese in der Befestigungsgeschichte Breslaus stets an erster Stelle mit Schutzbauten bedachten Örtlichkeit käme ein nicht minder wichtiger bzw. gefährdeter Punkt des Beringes als nächstes Umbauobjekt in Frage. Das Schweidnitzer Tor mit der ihm noch schutzlos vorgelagerten Kloster- und Kirchengruppe. Die Einbeziehung dieses dicht und monumental bebauten Gebietes in das Befestigungswerk wurde eine der dringendsten Aufgaben. Das in den Erdbering der vom Graben umflossenen Halbkreisfläche eingestellte neue Walltor, das im Jahre 1462 bereits vorhanden ist, verrät die Zeit der Errichtung dieser umfangreichsten aller Basteien. Die Mitte des 15. Jahrhunderts dürfte als Zeit ihrer Entstehung anzusetzen sein.

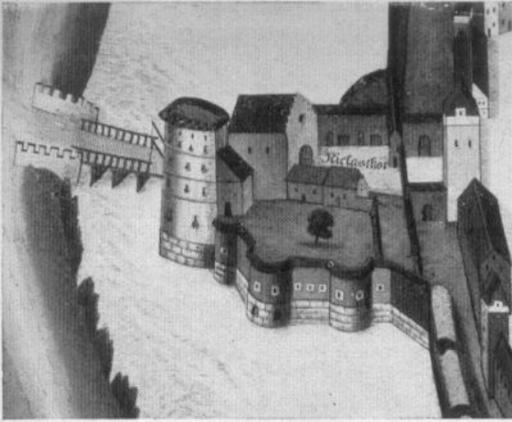


Abb. 12 links Nikolaitor II und III, rechts unten Oniauer Tor II und III. Aus Festschrift der T. H. Breslau 1935, Verlag W. G. Korn.

Daß man noch recht lange an dem Bau von Erdbasteien festhielt, beweist die Errichtung der Taschenbastei, die Klose 1531 wie B. Weiner 1562 als „Bollwerk von Erde und Rasen“ darstellen.

Daß die Erdbasteien trotz aller bindenden Ruten- und Holzeinlagen von Überschwemmungen leicht gefährdete Objekte waren, verrät z. B. Kloses Vermerk, daß „1516 der Stadtgraben vor S. Niklaus hinter der Zielstadt ausgerissen und ein großer Teil der Pastey eingefallen“ sei.

Die Abkehr von der unsoliden und leicht vergänglichen Holz- und Erdbefestigung zur massiven Ausführung zunächst einmal der Futtermauer der Umwallung, d. h. der Zwingermauer, wie der Basteien bedeutet den Übergang zur zweiten Entwicklungsstufe. Der Anfang scheint wieder auf der Westseite am Nikolaitor gemacht worden zu sein. Hier handelt es sich um einen Teilumbau des Jahres 1479. Damals wird nämlich „der Grund gelegt zum runden Turm mit den runden Schießlöchern am Niklastor“. Dieser starke Zylinderturm erscheint auf den Abbildungen 12 und 13, auf letzterer um zwei oder drei Geschosse verkürzt, recht ausdrucksvoll im Vordergrund und gehört zu dem engeren Schutze des Torhauses, an das er sich anlehnt. Seine Errichtung kann indessen als erstes Stadium der Massivausführung der zugehörigen, etwas später erbauten und durch drei niedrigere Halb- und Dreiviertelzylinderecken gekennzeichneten Bastei angesehen werden.

Das nächste überlieferte Entstehungsdatum ist 1486 für die bereits erwähnte Bastei hinter der Bernhardinkirche an dem Punkte, wo Ohle und Stadtgraben sich trennen. Ihr innerer Ausbau verrät wesentliche Umgestaltung noch im 16. Jahrhundert. Das im Jahre 1926 eingerichteten Bierhaus des Dominikanerkellers erhaltene 18 Meter lange Halbzylindertonnengewölbe mit einem Durchmesser von 3,20 Meter scheint dem anliegenden Zwingerabschnitt (Rundenstraße) anzugehören und verrät entsprechende Abänderungen in massiver Ausführung der fürs erste leichter gebauten Bastei.

Die einzigen direkten Datierungen von massiv erstellten Basteien finden sich nur 1528: „Ist das Rondell am Ziegeltor von Werkstücken gemacht worden“ und 1532: „Ist die Pастey beym Schweidnitzischen Tor erbauet“. Die erstere ist die an der Nordostecke der Neustadt nördlich des zweiten Ziegeltores gelagerte Bastei, die den Einfluß der Oder in die Stadt deckt und gegen Ende des Jahrhunderts von der dort angelegten Bastion, der heutigen Holteihöhe, abgelöst und überschüttet wurde. Bei der zweiten handelt es sich um die kleine, der größeren Halbinsel angegliederte Bastei vor dem Schweidnitzer Tor IV.

Bezüglich der anderen Basteien an der Süd- und Ostseite können nur Gesichtspunkte formaler Natur für die Entstehungszeiten ausschlaggebend sein. Die in fünf Seiten des Achtecks geschlossenen kleineren Basteien zu seiten des Schweidnitzer Tores gehören zu den früheren, die auf verschoben-elliptischer Grundfläche erbaute vor dem Ohlauer Tore dürfte die späteste von ihnen sein, wenn wir von der schon in das Gebiet der bastionären Gestaltung gehörenden Befestigung an der Nordwestecke der Stadt, der sogenannten „Schere“ absehen.

Die hier gemachte Unterscheidung zwischen Erd- und Massivbastei bezieht sich nicht allein auf den Vorzug einer gemauerten Randbefestigung. Vielmehr auch auf die Einfügung eines gewölbten Raumes hinter dieser Futtermauer für die Mannschaft. Wir könnten den Ausdruck „kasemattiert“ für massiv im letzten Falle einsetzen. Derselbe Unterschied ist auch bei der Futtermauer des Walles zu machen. Sie konnte als Außenwand einer ihr entlang gelegten Kasematte verwendet sein. Für eine solche Gestaltung ist der Ausdruck Eskarpe üblich. Die Weinersche Aufnahme zeigt die gesamte Futtermauer des Walles ohne Schießscharten, d. h. also ohne Unterstände. Nur ein einziger Abschnitt war 1528 südlich des Nikolaitores in dieser Weise ausgebildet worden, wie wir bereits wissen. Die Mauern dieses „Kellers“ waren aber 1527 schlecht fundamentiirt worden, so daß der ganze Teil eingestürzt war. Ob er wieder in dieser Form aufgebaut wurde, verrät Klose nicht.

Eine besondere Stellung nimmt die als mehrgeschossiger Raumkörper, als Batterieturm in der Art von Albrecht Dürers Modellen konstruierte Bastei zwischen Taschen- und Ohlauer Tor ein. Ihr Grundriß ist nicht genau festzustellen. Sie macht einen halbzyylinderförmigen Eindruck, ist zweigeschossig von Ziegeln aufgemauert, hat Geschützscharten in Steineinfassung, weicht aber von Dürers Vorschlägen insofern ab, als die Wehrplatte überdacht ist und in Aufbauten schlitzartige Senkscharten besitzt. Am Dachfirst liegen Rohre, die für den Rauchabzug bestimmt gewesen sein mögen. Der Zeitpunkt der Erbauung dieser fremdartigen Bastei dürfte das Jahr 1530 und der Ingenieur der Nürnberger Hauptmann Hans von Riedling(en) sein, der Ende 1529 vom dortigen Rate nach Breslau zur Ausarbeitung von Befestigungsplänen beurlaubt war. Die ihm wie dem gleichzeitig vom Herzog Albrecht von Preußen hierher gesandten Hauptmann Gregor (Georg?) Mangmeister vom Breslauer Rat unter dem 5. 3. 1530 ausgestellte Kundschaft oder Anerkennung (Stadtarchiv F. 8, 1) hat uns deren Mitwirkung an den Befestigungsarbeiten

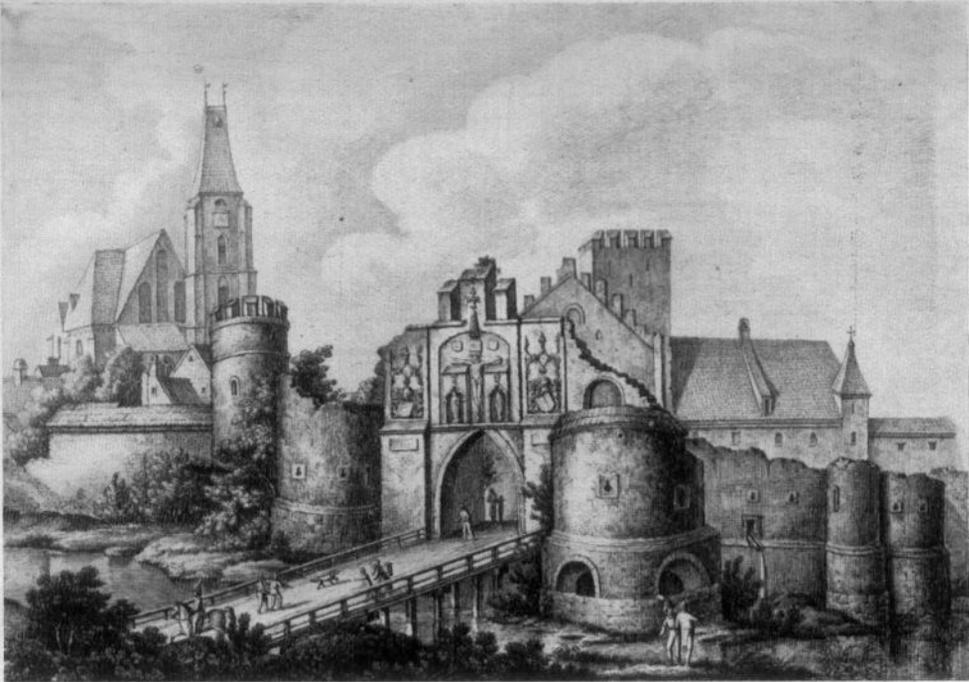


Abb. 13 Nikolaitor II und III im Abbruch 1807 von Bach-Mützel. Aus Festschrift der T. H. Breslau 1935, Verlag W. G. Korn.

verraten. Die Beziehung dieser Bastei zur Nürnberger Festungsbaukunst dürfte ebenso nahe liegen wie etwa die Gestaltung der unsymmetrisch elliptischen Bastei vor dem Ohlauer Tor zur Technik des Jakob Parr, der um 1545 in Breslau baute und als ausgesprochener Festungsarchitekt die nächste Anwartschaft auf die Autorschaft besitzt.

Das schwierige Gelände des Flußufers an der Nordseite blieb etwas im Hintertreffen. Der Aufenthalt des Kaiserlichen Baumeisters Johann Tscherta 1542/4 in Breslau kann mit einem Basteienbau im Abschnitt der Burg zusammenhängen. Die Wasserkunst, das älteste Wasserhebewerk der Stadt, wurde 1551 zu einem basteiartigen Vorposten, als ihr Haus eine massive Brustwehr über seinen schon dreizehn Jahre vorher auf Pfahlrost und Fundament aus Steinen vom abgebrochenen Vinzenzkloster gemauerten Umfassungswänden erhielt. Am Odertor muß eine massive Bastei gestanden haben, die bei Weiner auch nicht sichtbar ist, deren Dasein aber Klose voraussetzt, da „1584 das gemauerte Rondell“ dort eingerissen wird, um dem einsetzenden Bastionsbau Platz zu machen.

### **Erweiterungen der Toranlagen im 15. und 16. Jahrhundert**

Bei den stetigen Fortschritten der Belagerungstechnik wurde der Ausbau der Toranlagen samt den ihnen von vornherein zugesellten Zwingerhöfen zu besonderen, von der Stadt fast isolierten kleinen burgartigen Vorwerken notwendig. Ein charakteristisches Moment der Umgestaltung ist die Abdringung

der neuen Torhallen wie der Brücken von der Straßenachse um 30 bis 40 Grad.

Wenn Klose für 1427 vermerkt, daß man „das Niklastor angefangen hat zu bauen“, so kann, da der zweite Torturm unverändert bis in das 19. Jahrhundert geblieben ist, nur die Verstärkung seiner Zwingieranlage (Barbakane) durch ein vorgelegtes Torhaus gemeint sein. Bei Weiner ist es deutlich als Haus auf Rechteckgrundriß mit Satteldach unterscheidbar. Die Abbildungen 12 und 13 lassen einen Blick über und in die gotisch überwölbte Halle mit dem alten dahinterliegenden Zwinger zu. Die gezinnte Vorderfront war noch ungeschmückt, statt der seitlichen figurierten Nischen sind lange Schlitzlöcher zur Aufnahme der Schwungruten der anstoßenden Zugbrücke zu denken.

Der Beginn der zweiten Verstärkungsetappe des Nikolaitores durch die 1479 vollzogene Grundsteinlegung zum runden Turm ist bereits erwähnt worden. Der Ratsschreiber Eschenloer nennt auch die damit beauftragten zwei Bauherren, von denen Nikolaus Tinzmann als besonders erfahrener Architekturfreund gerühmt wird. Von ihm mag der Anstoß zur dekorativen und figürlichen Ausstattung der Torschauseite mit Wappen und prachtvoller Kreuzigungsgruppe ausgegangen sein, die von mir dem Schöpfer der Rathausfassaden, dem Bildhauer Briccius G a u s k e zugeschrieben werden. Die Versetzung der Zugklappe nach der Brückenmitte war vorangegangen, die Erbauung eines zweiten ähnlichen aber kleineren schwächeren Flankierungsrundturmes folgte. Den ersten vier- bis fünfgeschossigen Zylinderturm hat Bartel Weiner getreulich gezeichnet, zwar nicht mit „runden Schießlöchern“, die Klose erwähnt, sondern mit Schlüsselscharten, d. h. Schlitzlöchern mit runden Erweiterungen am unteren Ende.

Zusammenfassend darf man die im 15. Jahrhundert vorgenommene Verstärkung des Nikolaitores durch das Haus, die zwei Rundtürme und die Bastei mit ihren zylinderförmigen Eckausbildungen als die reizvollste Körpergruppe im Breslauer Befestigungsgürtel bezeichnen, der die im 16. Jahrhundert zugedachte Ummantelung des südlichen Flankenturmes, wie er auf Abb. 14 in Erscheinung tritt, nicht geschadet hat. Sie im Rahmen des Stadtbildes zu erhalten, wäre 1807 heiligste Pflicht gewesen.

Die nächste, auch urkundlich verfolgbare Erweiterung traf das Ohlauer Tor. Die chronikalisch angegebenen, durch Rechnungen (Stadtarchiv K. 29, 2 a) z. T. belegten Baujahre 1445 und 46 brachten den „neuen Tarris bey dem Olischen Tore“ zustande. Was für ein Bollwerk unter dem Tarris (vielleicht versehentlich für türris = Turm) zu verstehen sei, ist nicht klar. Nach Abb. 12 könnte es sich nur um den Fachwerkturm handeln, der vor der Bastei in Funktion einer Zugbrückenstütze stand. Dann müßte er einer Erdbastei vorgestellt worden sein, denn die vorhandene massive ist aus Gründen ihrer Form ein ganzes Jahrhundert später zu setzen. Oder es ist ein durch den Massivbau der Bastei ausgefallenes Zwischenglied gemeint. Jedenfalls ist dieser Tarris durch die radikale Neuordnung von 1576 beseitigt worden.

Als komplizierteres Gebilde tritt das Haupttor an der Südseite, das Schweidnitzer (Abb. 11), in seinen folgenden Phasen mit einer Vielheit von Tür-

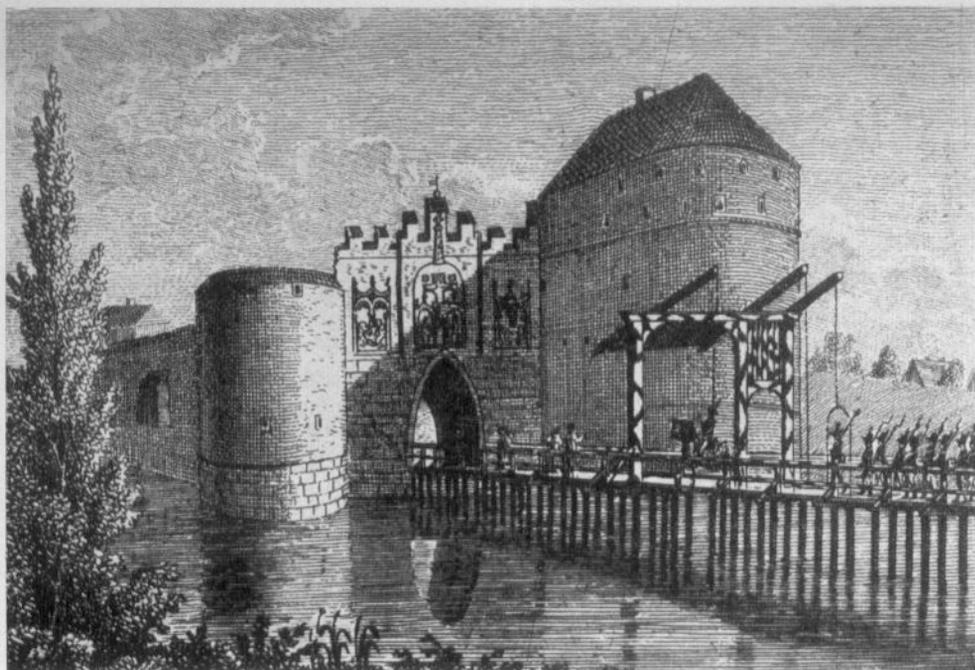


Abb. 14 Nikolaitor III vor dem Abbruch 1807, Kupferstich von Endler. Aus Festschrift der T. H. Breslau 1935, Verlag W. G. Korn.

men und Türmchen auf. Archivalische Nachrichten bis zu dessen letztem Veränderungsstadium fehlen. Der höchstwahrscheinlich 1462 von Hans Pleydewurff bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Breslau gezeichnete Prospekt der Stadt in Hartmann Schedels Weltchronik von 1493 (Abb. 10) mit dem damals vorhandenen ersten Walltor links im Vordergrund läßt durch Vergleich mit Weiners Bild zunächst dieses neue Tor des 15. Jahrhunderts, das dritte in der Reihenfolge, in seinen Formen herauschälen. Bei Hay er, dem Zeichner der 1587 und 91 herausgegebenen Stadtpläne, fehlt bereits die westliche spätgotische Toranlage, nur das östliche Brückentor von 1525 ist sichtbar geblieben. Im Gegensatz zu dem späteren Tore liegt es in der Mittelachse der Straße, vielleicht mit leichter Achsendrehung. Richtiger wird es Torhaus zu nennen sein, das von zwei hier rund gezeichneten Strebepfeilern oder Türmchen an den Ecken gestützt wird. Die Toröffnung ist vermauert. Über seine Zinnen ragen zwei und seitlich noch ein Türmchen, deren organischer Zusammenhang mit dem Hauptteil undeutlich bleibt.

Neben diesem 1525 aufgegebenen Tore steht ein zweites, durch die Verbindung mit der seitlich verlegten Brücke erkennbar. Seine Schauseite ist verputzt, die Schlitz für die Schwungruten sind ihre einzige Flächenbelebung, ihr krönender Abschluß sieht Halbkreisziinnen ähnlich. Bei Säbisch auf Blatt 6 a ist dieses in der Reihenfolge nunmehr vierte Tor eingezeichnet, wodurch die Deutung dieses Bauteiles gesichert ist. Für seine Entstehung ist außer Kloses Vermerk das städtische Rechnungsbuch K. 42, 2 maßgebend. Es führt in den Monaten September bis Dezember 1526 an Meister Ge o r g . . . ? . . den

Maurer Zahlungen „auf den Bau am Schweyntzen Tor“ an. Ob der damals als Büchsenmeister angestellte Peter Hanfstengel bei der Gestaltung mitgewirkt hat, ist nicht zu entscheiden, aber möglich, da er in diesem Jahre ein „Moster [Zeichnung] zur Stadtmauer“ liefert. Die Maßnahme der Torverlegung aus der Straßenachse an die Seite ist Anwendung einer neueren kriegstechnischen Forderung, um den auf der Brücke anstürmenden Feind in der Flanke bestreichen zu können.

Die Modernisierung des Taschentores zeitigte in den Jahren 1535 und 36 in Verbindung mit dem Bau des anliegenden kasemattierten Eskarpeabschnittes und mit der entsprechenden Verlegung der Brücke aus der Straßenachse ein von einem zierlichen Rundturm flankiertes Tor II dicht am Rande des Grabens.

Eine mehr der Verschönerung gewidmete Erweiterung ist auf Weiners Bild für das Ziegeltor am Ohleübergang zur Neustadt herauszulesen. Ihre Entstehung hängt mit dem Massivbau der Brücke zusammen und besteht in deren beiderseitiger Flankierung durch je ein schalenartiges Halbzyliindertürmchen mit Kegeldach, welche zur Massigkeit des Torquaders in reizvoller Kontrastwirkung stehen.

Der Bau der Basteien und erweiterten Toranlagen hatte um die Mitte des 16. Jahrhunderts einen gewissen Abschluß nach damaliger Auffassung erfahren. Der Stolz der Bürgerschaft auf das schmucke und solide Wehrkleid ihrer im Kranze der Basteien und festen Tore wohl verwahrten, reichen und architektonisch prachtvollen Stadt führte zu dem sehnlichen Wunsch, ein in allen Einzelheiten getreues Bild davon in entsprechenden Abmessungen zu sehen und als Unterlage für einen im Format bescheideneren Kupferstich zu besitzen. Der im Vermessen und Zeichnen von Architektur geübte Maler Bartel Weiner unternahm sich der schwierigen Aufgabe. Mit unendlicher Liebe und Sorgfalt hat er diesen Auftrag durchgeführt. Ihm und dem Protektor dieses Unternehmens wie dem für die Vergangenheit Breslaus begeisterten Cristian Friedrich Paritius, der das 1,85 : 1,85 Meter große Stadtbild 1826 vervielfältigen ließ, sind wir für diese getreuliche Überlieferung der vernichteten Wehrbauten zu größtem Dank verpflichtet. Maler und Förderer ahnten nicht, daß kaum ein Menschenalter bis zur abermaligen Ablehnung und Abänderung oder Beseitigung der neuen kostspieligen Befestigungswerke vergehen würde.

Schon die erwähnte, 1544 vollendete Bastei, die sogenannte „Schiere“ an der Nordwestecke nördlich des Nikolaitores, wo wieder zuerst die Modernisierung und Verstärkung des Schutzes eingesetzt hatte, bedeutet in der Reihe der von der nächsten Zukunft getragenen Erweiterungsbauten einen Schritt, der sich in den Fortgang der noch weiter der italienischen Fortifikationskunst zugewandten Befestigungstätigkeit einschleibt. Ihr Erbauer war der Steinmetz und Stadtmaurermeister Lorenz Gunther, ein phantasievoller und begabter Mann, der von einer eigens zum Studium der westdeutschen Fortifikationstechnik unternommenen Reise, über die wir durch seinen urkundlich belegten Besuch der Stadt Hanau orientiert sind, die Kenntnis neuerer Errungenschaften mitbrachte. Der Übergang zum bastionären System zeigt sich hier in der Verwendung eines weit vorspringenden Flankierungswerkes und eingefügten

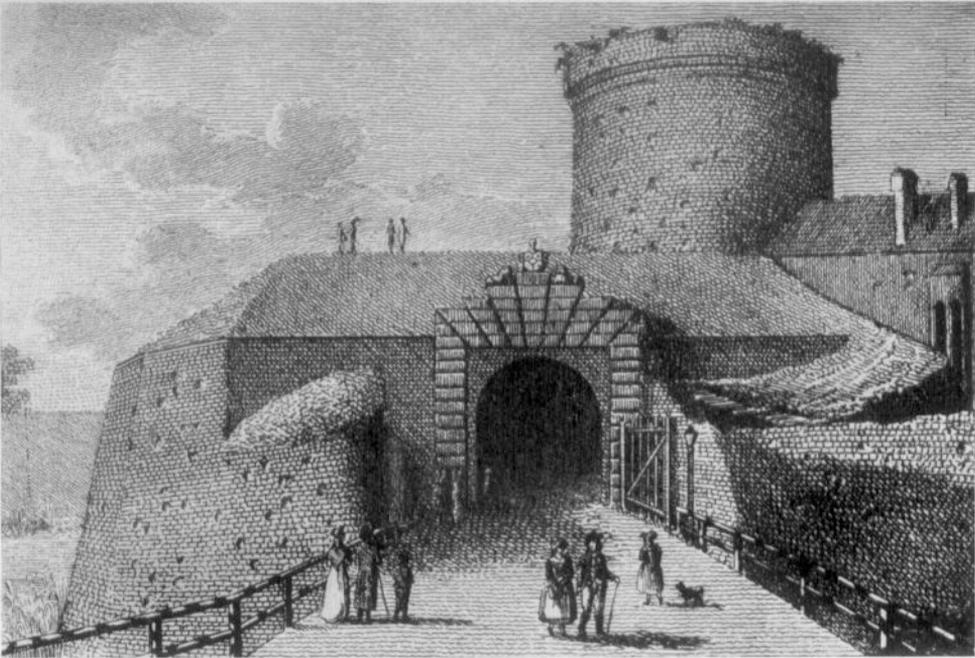


Abb. 15 Ohlauer Walltor mit ummanteltem Torturm II. Aus Festschrift der T. H. Breslau 1935, Verlag W. G. Korn.

Kasematten, deren Mauerreste 1927 bei Erweiterungsbauten des Krankenhauses Allerheiligen aufgedeckt wurden, geraden Begrenzungen. Das noch unsichere in dieser zangenartigen Übergangsform der „Schere“ zum Ausdruck kommende Tasten macht sich in dem zurückhaltenden Verharren der Bastieffronten in der Nähe ihrer Basis geltend.

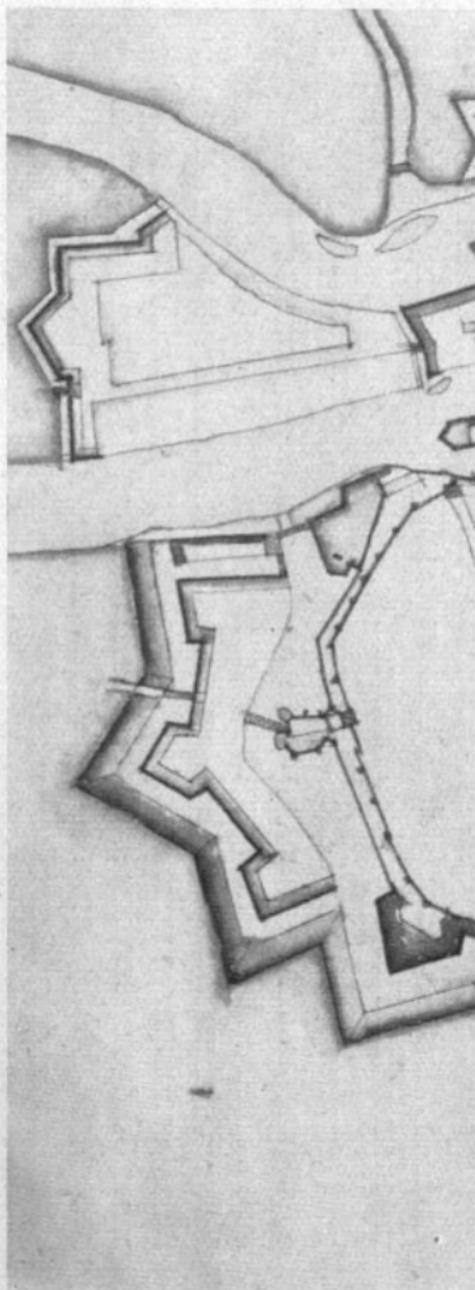
Nach Gunthers frühem Tode († 1553) müssen wir den oder die folgenden Befestigungsarchitekten unter den hier oder in Brieg ansässigen Italienern suchen. Bezüglich der 1576 durchgeführten Verstärkung der Ohlauer Toranlage ist uns als Baumeister der Brieger Hofarchitekt Bernhard Niuron bekannt. In der von ihm vorgenommenen Ummantelung und Verstärkung des alten quaderförmigen Torturmes II zu einem dicken Rundturm für Geschützstellungen (Abb. 15) erweist er sich vielleicht als Schüler oder mindestens Geistesverwandten des Jakob Parr. Einer von beiden hat gewiß auch dem Zylinderturm am Nikolaitor die auf der Abb. 14 sichtbare Belebtheit verliehen. Dem Ohlauer Tor hatte Niuron noch eine Umformung der Bastie zu einer „Piatta forma“ zgedacht, die ihrem Wesen nach schon in das Gebiet der bastionären Befestigung gehört.

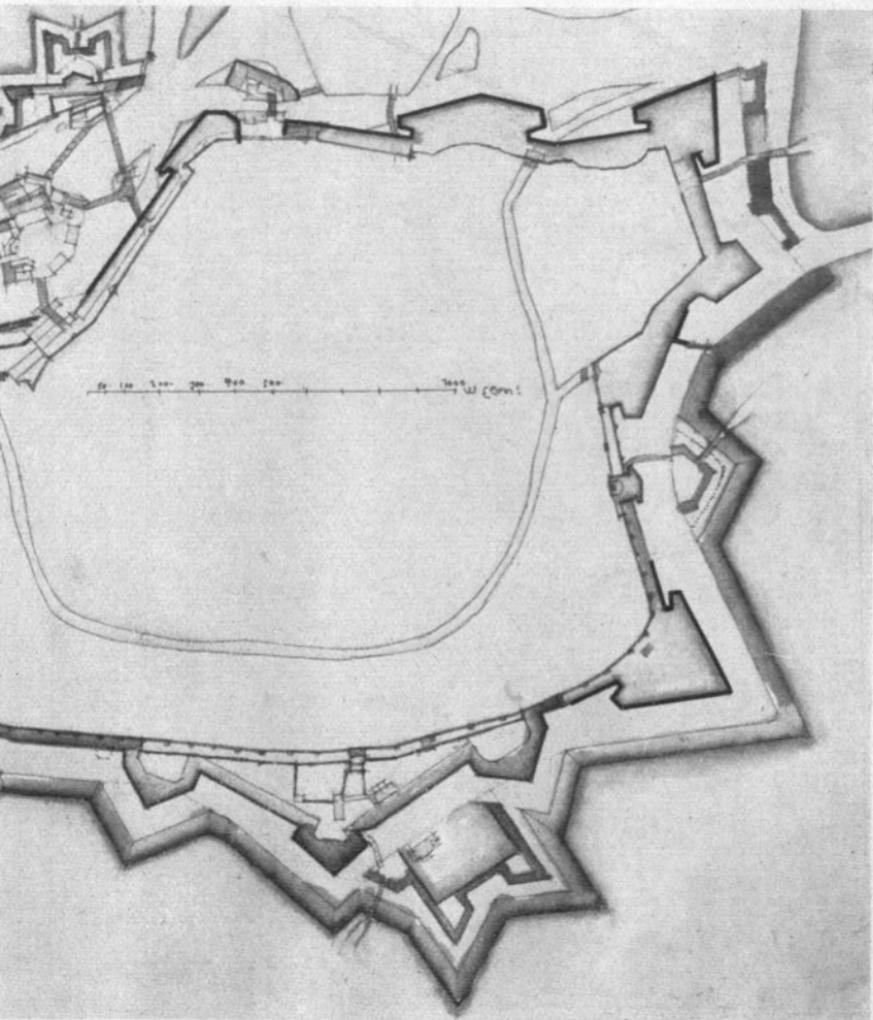
### Die Bastionärbefestigung

Die wieder eingetretene Notwendigkeit, die Befestigungen der Stadt den Fortschritten der Kriegstechnik leistungsfähig anzupassen, erheichte um 1575 die Aufstellung eines großzügigen Gesamtprojektes.

Abb. 16

Befestigungsentwurf  
von V. v. Säbisch 1634.  
Der übernommene, von  
Hans Schneider v. Lin-  
dau ausgeführte Teil in  
ziegelroten, hier schwar-  
zen Linien.





Bernhard Niuron wurde als nächster Fachmann zuerst zu Rate gezogen und mit der Teillösung am Ohlauer Tor beauftragt. Als Unterlage für die folgende fortifikatorische Gesamtplanung war eine genaue Vermessung der Stadt notwendig, als deren Ausführenden ich in meiner „Schlesischen Renaissanceplastik“ den Danziger Stadtbaumeister Friedrich Hendrik genannt Fromm auf Grund eines Breslauer Ratschreibens vom 21. 5. 1578 namhaft gemacht habe. Der Bildhauer und spätere Stadtbaumeister Friedrich Groß vervollständigte den Stadtplan nach der architektonischen Seite und galt bis jetzt als sein alleiniger Urheber.

Die Errichtung von Niurons kleiner Zwischenbastion, der *piatta forma*, an Stelle der Bastei zur Deckung der langen Ostkurtine und des schwächlichen Ohlauer Tores und der auch 1576 ummantelte dicke Torturm bestanden bis zur Festungsdemolierung von 1807 und verliehen der Südostansicht der Stadt die aus Abb. 45 bekannte derb-plastische Note.

Von Bernhard Niurons Kenntnissen und Ratschlägen wurde in diesen wie in den folgenden Jahren öfters Gebrauch gemacht, wie die Ratsmissiven (F. 5 fol. 264, F. 8, 4 S. 541 und F. 8, 5 S. 546 und 563) dartun, doch borgte Herzog Georg II. ihn ungern und stets nur für wenige Tage weg. Deshalb nahm der Breslauer Rat 1580 Heinrich Muntig aus Groningen als Stadtbaumeister an. Ob dessen Anstellung ein Mißgriff war oder ob der brave Mann ein Opfer des Ehrgeizes von Friedrich Groß wurde, der schon 1584 in dessen fortifikatorische Arbeiten eingriff und 1586 tatsächlich sein Nachfolger im Amte wurde, läßt sich nicht entscheiden. Tatsache ist aber, daß zwischen 1580 und 83 der revêtierte, d. h. durch Futter- und Brüstungsmauer gesicherte Wall im Nordwesten an der Oder entlang bis etwa zum Matthiaskloster und die dazu gehörenden Walltore aufgeführt wurden. Im östlichen Flußuferabschnitt mußte der Sandtorturm eine Anpassung an neuzeitliche Erfordernisse durch Reduzierung seiner Höhe und Einrichtung als Batterieturm durchmachen. Klose weist die Errichtung der Ziegelbastion nebst Tor dem Jahre 1586, d. h. dem Amtsbereich des Friedrich Groß zu, obwohl damals bereits Hans Schneider von Lindau von Danzig her in den Fortgang der Befestigungsarbeiten eingegriffen hatte.

Im Grunde war Friedrich Groß der übernommenen Aufgabe nicht gewachsen, seine Tätigkeit wurde durch seinen frühen Tod 1589 abgebrochen. Es ist ihm als Verdienst anzurechnen, daß er in Erkenntnis seines Unvermögens die Verbindung mit Hans Schneider von Lindau in Danzig aufgenommen hat, der spätestens seit 1586 das von ihm neu aufgestellte Programm etwa zur Hälfte erledigte. Diesen Steinmetzen und Ingenieur den Danzigern, denen er nach seiner Elbinger Amtszeit Befestigungen baute, wegzukapern, gelang dem Breslauer Rat durch Aussetzung eines enormen Jahresgehaltes. Sein Fortifikationsentwurf ist 1591 vom Maler Georg Hayer umgezeichnet und gestochen worden und umfaßt den östlichen Abschnitt der Oderfront von der der Kaiserburg vorzulegenden Bastion an und einer zweiten, ebenfalls stumpfwinkeligen Bastion am Sandtor, dann die Ostseite mit den durch aufgesetzte Reiter zweigeschossig gestalteten Bastionen am Ziegel- und am Taschentor (heut Holtei- und Liebigshöhe) und eine kleinere östlich von der Berhardin-

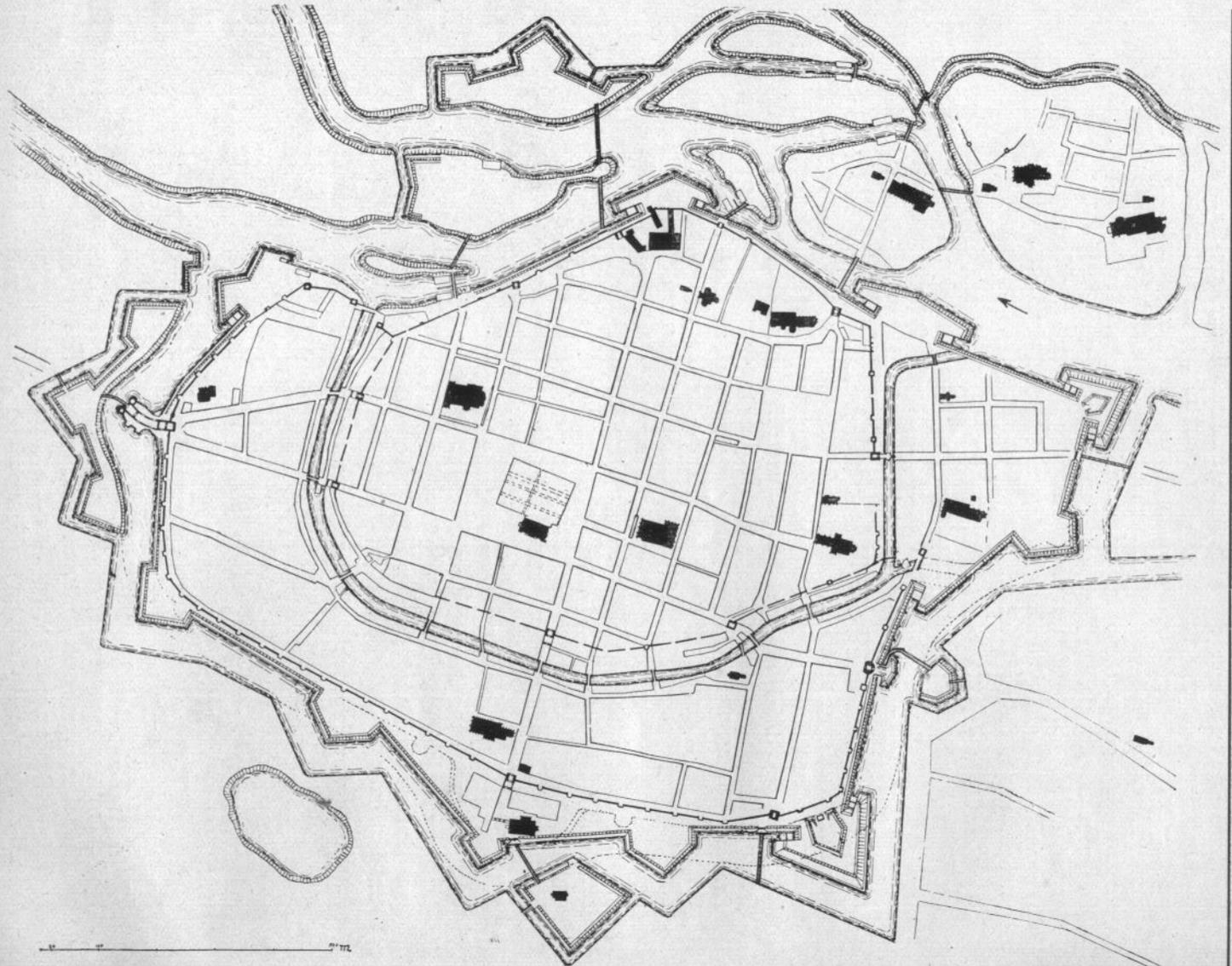


Abb. 17 Einzeichnung der tatsächlich in der Zeit zwischen 1576 und 1700 ausgeführten Bastionärbefestigung in den neuzeitlich-präzisen Stadtplan.

kirche und auf der Südseite nur eine einzige in Umformung der dem Schweidnitzer Tor II vorgelegten Halbinsel. Letztere ist damals nicht ausgeführt worden, da Hans Schneider 1606 nach Fertigstellung der Taschenbastion starb.

Die im Zusammenhang stehende Verlegung des Stadtgrabens habe ich in meiner Rekonstruktion (Abb. 17) gekennzeichnet. An der Lösung der Ufer- und Flutregelungsaufgaben ist der von der Stadt um 1600 besoldete Wasserbaumeister Thomas von Clausnitz d. J. auf Treschen beteiligt. Die Bewältigung der bisher zur Hälfte durchgeführten Aufgabe, zu der auch der Bau von Pulvertürmen, Zeughauserweiterungen, Wasserversorgungsmaschinen, des durchgelegten Kommunikationsweges der „Ronde“ und die Ausgaben für die erheblich vermehrte Armierung und Bedienung u. a. kam, hatte die Mittel der Stadt bis zu Hans Schneiders Tode für Jahrzehnte erschöpft. In der Folge ließ selbst das drängende Eintreten des Dreißigjährigen Krieges keinen Gedanken an die Fortsetzung der Umwehrungsarbeiten in der begonnenen soliden Ausführung aufkommen. Man behalf sich an gefährdeten Punkten mit kleineren Schanzen z. B. auf dem Mühlberg (1627 bzw. 31), vor dem Matthiastor westlich der Mühle (1627 bzw. 31), vor dem Nikolaitor in Form eines Halbmondes (1633), auch auf der Sand- und Dominsel und der Herrichtung von einigen Türmen der zweiten Stadtmauer für die Aufstellung von Geschützen. Die außerordentliche Belastung durch Entschädigungen für Grundstücksabtretungen im Festungsgelände, durch Soldzahlungen usw. beanspruchten restlos die Leistungsfähigkeit der an Einnahmen geschwächten Gemeinde. Für den im Dienste der Stadt stehenden Ingenieurhauptmann Friedrich Jungermann (gest. 4. 9. 1633), der, nach seinen im Stadtarchiv erhaltenen Zeichnungen und theoretischen Erörterungen zu urteilen, kein schöpferisches und großzügiges Talent sein mochte, war das Feld für fortifikatorische Neuanlagen verschlossen.

Die Fortführung des Befestigungswerkes an den immer noch mit spätmittelalterlichen Basteien bewehrten beiden anderen Seiten im Süden und Westen war der gewaltigeren Persönlichkeit des als Architekt bewährten und als städtischer Festungsbaumeister seit 1634 bestellten Valentin von Säbisch vorbehalten. Sein intensives Studium der Befestigungstechnik des Aus- und Inlandes hat er seit etwa 1600 in zahlreichen geschriebenen und sorgfältig gezeichneten Bänden (Stadtbibliothek) aus Studien niedergelegt. Durch die Beschäftigung und Fortführung des Befestigungsplanes für Schloß Schelitz in Oberschlesien erweist er sich als unmittelbaren Schüler und geistigen Erben Hans Schneiders von Lindau. Sein immens wichtiger Band von 268 Entwürfen aus den Jahren 1626 bis 51 für die Vervollständigung und Verbesserung des Breslauer Festungsgürtels steht uns am nächsten. Dazu kommen drei große Blätter in der städtischen Plankammer (1. 68) mit einer von der tatsächlichen Realisierung am meisten abweichenden Fassung und Lagerung der Bastionen. Vorzug aller Aufnahmen der bewehrten Stadtperipherie ist annähernde maßstäbliche Richtigkeit.

Aus dem Breslauer Fortifikationssammelband (R. 943 f.) erweist sich seine periodische Beschäftigung mit den einzelnen Abschnitten. Von den 18 Gesamtdarstellungen kommt Blatt 17 (Abb. 16) dem lange nach seinem Tode (gest.

1657) erreichten Zustände am nächsten. Die Schneiderschen Bastionen sind unversehrte Bestandteile der Umgürtung bis 1807 geblieben.

Valentin Säbisch war es vergönnt, 1634 mit der Verstärkung der Westseite zu beginnen. Die Nikolaibastei blieb, anstatt einer an deren Stelle einzufügenden Bastion hatte er sich für ein jenseits des Wassers durch abgezweigten Graben geschütztes dreiteiliges Horn- oder Kronwerk entschlossen, das etwa das Gelände um den heutigen Königsplatz einnahm und 1635 fertig wurde. Ein Halbmond mit Pallisaden zur Sicherung des Anschlusses an die Oder folgte dort 1637. In stetem Zuge wurde in den folgenden Jahren der Schutz der Mühlen und der beiden Übergänge nach dem Elbing und der Sandinsel durch leichtere Schanzen auf dem Mühlberg, im Bürgerwerder und an den jenseitigen Brückenenden angestrebt. Erst 1642 durfte sich Säbisch wieder der Ausführung einer bedeutenderen Aufgabe zuwenden. Diesmal galt es, das durch Niurons kleine Bastion zu schwach belassene Ohlauer Tor zu schützen. Nach mancherlei Umänderungsprojekten hatte er sich für Erhaltung der *piatta forma* und ihre Verstärkung durch ein mit nassem Graben umzogenes Ravelin entschieden. Im August 1643 folgte eine umfangreichere, auf fünf Jahre verteilte Arbeit, diesmal als Fortsetzung der Westfortifikation nach Süden. Der Bauvorgang dieser den Namen der als Kern benutzten Südwestbastei beibehaltenden Graupenbastion wird von Klose skizziert: Es wurden „die Pfähle von fornen zu hart aneinander, allewege auf  $\frac{3}{4}$  Ellen ein eichener und darzwischen zwei von Tannen Holtz, geschlagen, oben verjochet, darhinter mit erlenen Bundholtz ausgelegt und darauf das Schüttwerg . . . aufgeföhret“. Die Schilderung erweist das Aufgeben der kostspieligen massiven Randbefestigung, mit dem wir schon beim Hornwerk und dann bei allen weiteren Bastionserrichtungen an der Südseite zu rechnen haben. Erwähnt sei bei dieser Gelegenheit, daß die Kontereskarpe an der gesamten Peripherie mit Ausnahme des Schweidnitzer Torbastionsabschnittes unausgebaut geblieben war, wie aus einem Bericht des Generalfeldwachtmeisters Hans Gottfried von Säbisch vom 7. 1. 1704 hervorgeht, und daß erst damals deren Befestigung, die 24- bis 30 000 Pfähle erforderte, nebst der Schaffung eines 200 Ellen tiefen Glacis' ins Auge gefaßt wurde.

Mit der Errichtung der südwestlichen Graupenbastion war der Anfang zur modernen Befestigung der Südseite gemacht. Ihr Problem hatte Valentin von Säbisch zu allen Zeiten beschäftigt. Hinsichtlich des Schweidnitzer Tores lag eine Hauptschwierigkeit in dem Widerstande der Bürgerschaft gegen die Kassierung des großen Begräbnisplatzes samt der zugehörigen Salvatorkirche, die beide dem dorthin zu verlegenden Stadtgraben hätten weichen müssen, wenn Säbisch die Halbinsel zu einer großen Bastion umgeformt hätte, wie er es auf einigen Blättern projektierte. Ein Ausweg war, die kleine Südbastei in polygonaler Umgestaltung zu belassen, die beiden benachbarten Basteien (Zwinger- und Graupenbastei) nebst der Kurtine südwärts vorzuziehen und den Friedhof samt Kirche in einem schräg südöstlich dem Schweidnitzer Tor vorzulegenden Ravelin unangetastet einzubetten.

Valentin von Säbisch erlebte die Verwirklichung seines Entwurfes, an dem im wesentlichen nichts geändert werden konnte und durfte, nicht mehr. Sie blieb

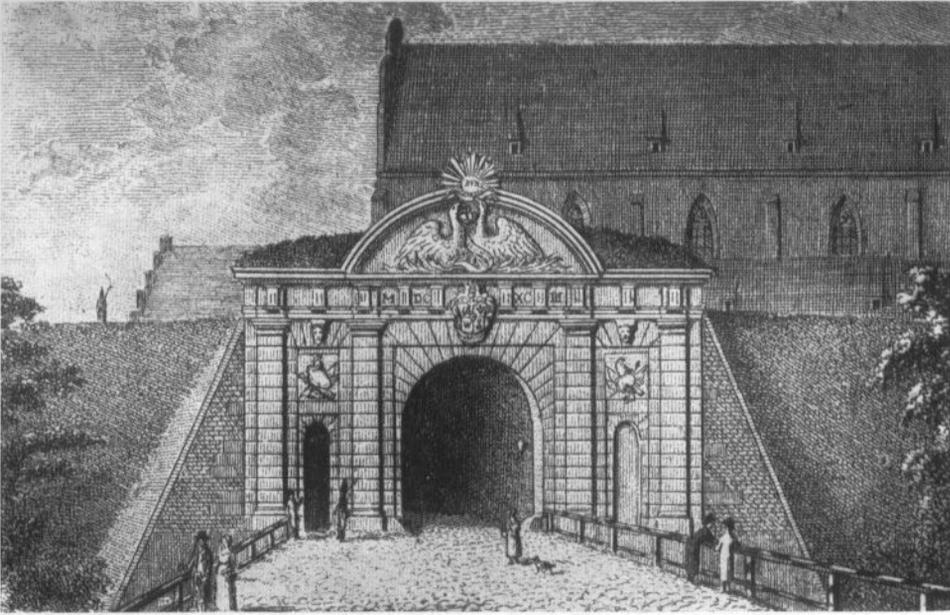


Abb. 18 Schweidnitzer Tor V (drittes Walltor) nach Endlers Kupferstich von 1807.  
Aus Festschrift der T. H. Breslau, Verlag W. G. Korn.

seinem Sohne Albrecht von Säbisch († 1688) zum größten Teil vorbehalten. 1643 bis 45 erstand die Graupen-, 1667 bis 70 die Zwinger- und 1678 die Hundebastion. 1693 wurden die Vorbereitungen zum Bau der unverrückbar im Verhältnis zu den Nachbarbastionen einzufügenden Südbastion nebst verstärkendem Ravelin getroffen. Das neue, nicht ganz an Stelle des 1535 erbauten vierten Torhauses errichtete Walltor trug an seiner Front die Jahreszahl 1693.

Nachzutragen ist, daß Albrecht von Säbisch die Brückenkopfschanze des Hauptoderüberganges zu einem Kronwerk erweiterte, wie Valentin es bereits vorgezeichnet hatte. Vgl. Abb. 16.

Für den künstlerischen Ausdruck im Gefüge des von Geschützläufen starrenden Bastionsgürtels waren einzig die Wallücken für den Durchgangsverkehr, die Walltore, zur Verfügung geblieben. Von dem Grade künstlerischer Befähigung des Befestigungsingenieurs im jeweiligen Abschnitt hing die ästhetische Durchbildung der Torfronten ab. An der Nordseite, wo gerade der Bildhauer F. Groß leitend beschäftigt war, blieb das 1583 begonnene Odertor (Wallpassage in Richtung vom Kaisertor) nach Zimmermanns Schilderung das „unansehnlichste“. Von den der Erhaltung und Darstellung werteren Walltoren haben uns Endler, Rösel und Bach-Mützel Ansichten in Stich und Zeichnung beschert. Sand- und Ziegeltor gehören mit ihrer sternförmig bossierten Streifenquaderung stilistisch zusammen und sind als Werke des Baumeisters Hans Schneider anzusehen. Von beiden Walldurchgängen ist

das mit Voluten und Dreieckgiebelbekrönung über der Attika bereicherte Ziegeltor das stattlichere.

Das nächste Tor nach Süden, das Ohlauer, ist das früheste, mit der ersten Bastion 1576 entstandene und trägt den Stempel einer gewissen Nüchternheit, derjenigen seines Erbauers Bernhard Niurons, an der Stirn, ähnlich wie das auch von ihm gestaltete Odertor in Brieg. Stadtwappen und zwei lagernde Löwen zu seinen Seiten auf dem Scheitel des gequadrerten Rahmens sind bescheidener Schmuck.

Vom Taschentor, das Friedrich der Große niederreißen ließ, fehlt uns eine Vorstellung. Es ist aber wahrscheinlich, daß die sogenannte Poternenpforte aus dem erwähnten und abgebildeten Mauerrest nördlich der Liebichshöhe, ein wie das äußere Schloßtor in Öls und einige Bresläuer Hausportale mit sternartiger Modellierung übersponnenes Walltor, eben jenes gesuchte Taschentor ist, das merkwürdigerweise am Wenzel-Hancke-Krankenhaus aufgestellt worden ist.

Das Höchstmaß an bildnerischem Aufwand mußte natürlich das südliche Haupttor an der Ausfallstraße nach Schweidnitz erhalten. Seiner Haltung und Durchbildung im einzelnen nach könnte es ein posthumes Werk Albrechts von Säbisch sein, der über die triumphbogenmäßig gegliederte und mit Triglyphenfries abschließende Schauseite ein Stichbogenfeld mit mächtig aufrauschendem Doppeladler setzte. Seine Ausführung stammt vom Steinmetzen David Roch d. J. und in den schmückenden Teilen vom Bildhauer Zacharias Strauß.

Die in der Hauptsache von Hans Schneider von Lindau und Valentin Säbisch geschaffene Festung blieb als Kern der späteren Erweiterungen unangetastet bis 1807. Was der große preußische König hinzufügte, betraf die Stärkung der Südfront durch eine Kette von vorgelegten Ravelins und die Sicherung der Nordseite durch ein mächtiges Bollwerk jenseits der Dominsel, das in der Folgezeit entsprechende Anschlüsse durch kleinere Werke westwärts bis zum Ende des Bürgerwerders und östlich bis zur Paßbrücke an der Alten Oder erhielt. Die Neuanlage des dortigen ausgedehnten Hauptteiles, des „Springsterns“, schloß endlich auch die seit dem Mittelalter vernachlässigte Dominsel in das Verteidigungssystem ein.

Von den im Gefolge der Erweiterung des Befestigungsgürtels geschaffenen zahlreichen Militärbauten sind die von dem älteren Langhans gestalteten Artilleriekasernen auf dem Bürgerwerder und die Barbarakasematte am Nikolaitor erhalten geblieben. Letztere in Benutzung durch das Krankenhaus Allerheiligen. Die beiden anderen Kasematten am Kreuzhof und im Zentrum des Springsterns sind der Vernichtung nicht entgangen. Der Verlust der bombensicheren Kaserne im Springstern, an der Stelle von Sternstraße 4, ist um so mehr zu beklagen, als auch sie von K. G. Langhans 1774 bis 76 erbaut worden war. In der Gestaltung der aneinander gereihten Kasernräume mit starken Wölbungen, Erdschicht darüber und Teilung der Räume in zwei Geschosse durch eine Balkendecke gleicht ihr die Barbarakasematte. Durch ihre Verbindung mit der Walldurchfahrt zur Brücke nach der Gegend der Elftausendjungfrauenkirche war die Springsternkasematte zu einer Er-

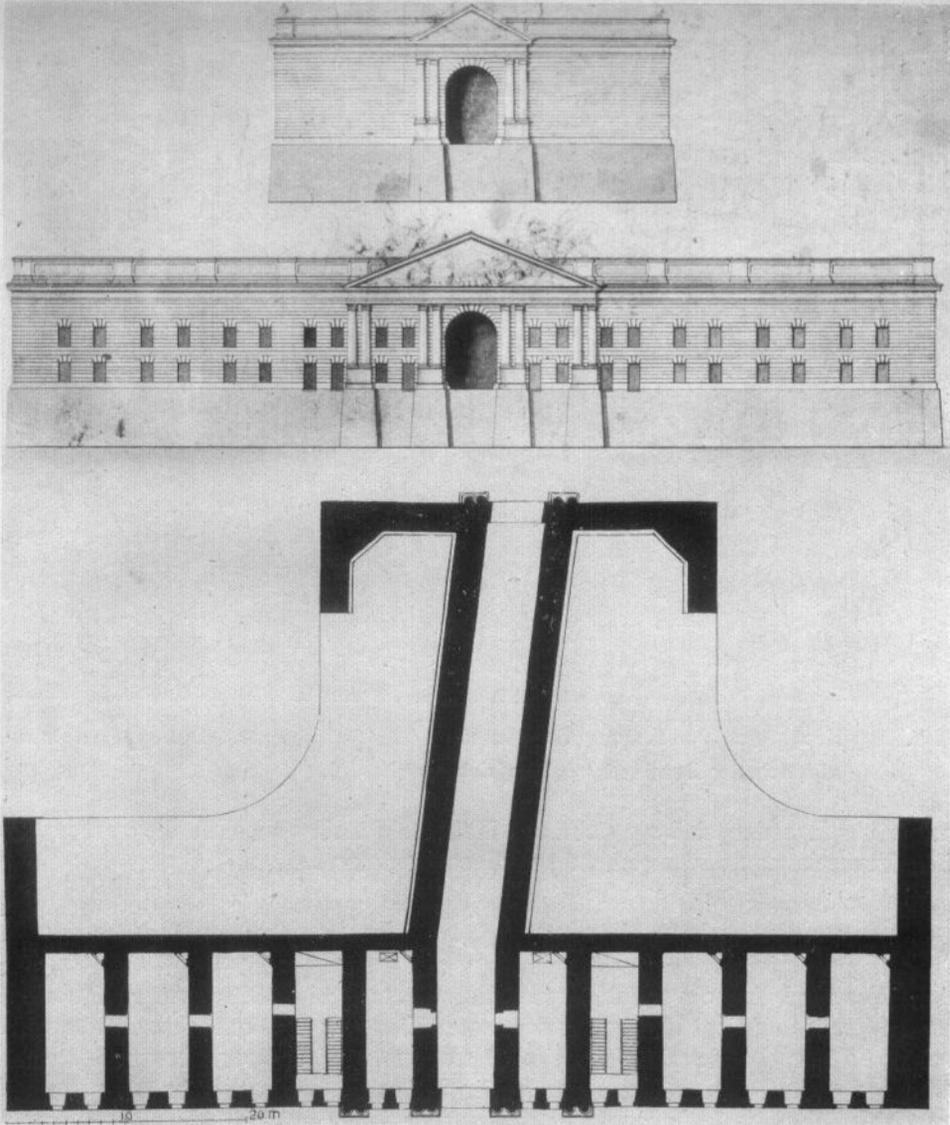


Abb. 19 Kasematte am „Springstern“ mit Friedrichstor von K. G. Langhans.  
 (Städt Plankammer 11. 7 3).

weiterung in Form eines Walltores gelangt, weshalb sie auch gewöhnlich als Friedrichstor bezeichnet wird. Die beiden Ansichten und der Grundriß in Abb. 19 verdeutlichen die Formen des säulengeschmückten Walltorgebäudes.

Der unglückliche Ausgang von Jena und Auerstedt bereitete dem gesamten Festungswerk bis auf die genannten Kasematten und die beiden Bastionen am Ziegel- und Taschentor ein Ende. Die Zerstörungsarbeit ist gründlich und in Ausdehnung auf die fortifikatorisch wertlosen, aber monumentalen Trutzbauten

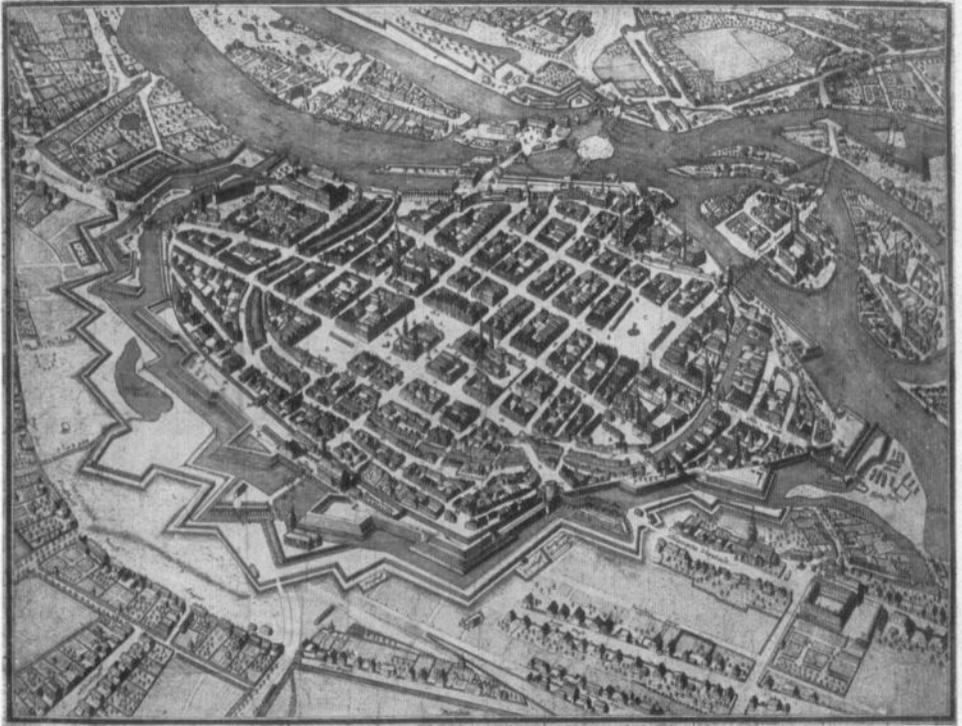


Abb. 20 Kupferstich der Festung Breslau um 1780 von Schleuen. Das neue Bollwerk nördlich der Dominsel mit Friedrichstor (Nr. 80).

ausgeführt worden, daß als sichtbare Mahnmale nichts blieb als die verborgene Zeughausecke und die unscheinbare Dorotheenpforte.

## Burg Lissa in Breslau

Am Westrand des eingemeindeten Stadtgebietes, bis 1928 zum Kreise Neumarkt gehörend, liegt das in seinem ersten Eindruck als ländliches Spätbarockschloß ansprechende Gebäude im Park an der Fernverkehrsstraße nach Liegnitz. Als Deutsch-Lissa war es in Schlesien ein volkstümlicher Begriff geschichtlich-episodischer Geltung geworden, der an das beherzte Auftreten des vom unfernen Schlachtfeld am Abend des 5. Dezember 1757 kommenden Siegers von Leuthen inmitten der angetroffenen österreichischen Offiziere erinnert. Ein spannendes Motiv, das infolge seiner prachtvollen Fixierung der an Überraschungs- und Bewegungsmomenten reichen Situation im Rahmen des fackelnerleuchteten Schloßinterieurs durch die Meisterhand Adolf Menzels zu populärer Vertrautheit und Beliebtheit gelangt ist.

Schloß Lissa, das jugendliche und farbenheitere Haus im Schatten hochragender Parkbäume, wird auch zu einem Begriff spät- und nachmittelalterlicher Wehrhaftigkeit, wenn von forschenden Augen seine ungeahnt trutzhafte, doch im Verborgenen ruhende Stärke erkannt und von sachkundiger Hand auf-

gedeckt wird. Die zum Teil abgetragenen Basteien und versteckten Kasematten weisen erst in ihrer Wiedererstehung auf dem Papier den Umfang der einstigen burgmäßigen Stärke und Widerstandskraft auf.

Auf der hier abgebildeten, 1795 vom Bauinspektor H e r f (i) e r t gemachten Geländeaufnahme im Schloßarchiv zu Lissa springt der festungsartige Charakter des Gebäudes am ehesten in die Augen. Für die Rekonstruktion der Gesamtanlage einschließlich des bastionären Wall- und Grabensystems wird die sorgfältig ausgeführte Zeichnung besonders wertvoll, zumal seitdem der größere Teil der Basteien abgebrochen oder, wie der Nordtrakt der Kasematten, im aufgeschütteten Erdreich versunken ist. Sie erspart kostspielige Grabungen, die in bescheidenerem Umfange bei Untersuchung der Grundmauern und einzelner Teilobjekte nicht zu umgehen waren. Für ihre Durchführung sorgte in unermüdlicher und verständnisvoller Weise Rentmeister Kurt Raschke im Einvernehmen mit dem 1935 durch Erbschaft zum Eigentümer gewordenen Freiherrn Ludolf von Velheim-Lottum. Für des letzteren Interesse spricht seine Zustimmung zur Verfolgung des naheliegenden Gedankens einer zum mindesten teilweisen Wiederherstellung des sonst unberührten kasemattierten Umbaus mit Basteien und Schießscharten. Eine dem Charakter nach frühneuzeitliche Wehranlage dürfte dann wiedererstehen, die in ihrer Gedrängtheit, Geschlossenheit und Vollkommenheit in Schlesien kaum ihresgleichen hat, eine Sehenswürdigkeit wehrtechnischer Art in dem um seine einstigen überreichen Wehrbauten beraubten Breslauer Weichbild.

Das Bild des ehemaligen Schlosses der Breslauer Piasten, als welches es geschichtlich im 13. Jahrhundert öfters in Erscheinung tritt, ist nicht wiederzugewinnen. Im Jahre 1201 starb dort angeblich Boleslaus der Lange, zwischen 1224 und 37 wird es öfters als Aufenthaltsort Herzog Heinrichs I. und auch seines Sohnes, des Mongolenschlachthelden, genannt. Die heilige Hedwig gehört, wenn auch für kurze Aufenthalte, zu seinen Bewohnern. Als Versammlungsstätte eines Landtages unter Boleslaus II. spielt Lissa noch 1247 eine Rolle, die es dann unter dem Einfluß der Abzweigung der Breslauer Piasten an die in der erstarkenden Handelsstadt an der Oder erwachsende Burg abgetreten hat.

Ernst Maetschke und Edmund Gläser haben die Besucher und Eigentümer des Schlosses zusammengestellt, ersterer in einem handschriftlichen Exemplar des Staatsarchivs, letzterer im Jahrgang 1939 der Schles. Geschichtsblätter. Nach dem Tode Herzog Heinrichs VI. werden Breslauer Kaufmannsfamilien Besitzer. Die Banke und Hornig sind gegen Ende des Mittelalters als die Geschlechter angeführt, welche die burgerhaltenden und verstärkenden Bauherren lieferten. Der erste Massivbau vom Anfang des 15. Jahrhunderts unter Michael Banke wird in urkundlicher Überlieferung bezeugt, Gustav Türk weist auf die Möglichkeit der vollständigen Zerstörung der Burg gemäß des herzoglichen Vertrages vom Jahre 1277, obwohl doch schon wieder 1289 vom Lissaer Hofe wie zwanzig Jahre vorher die Rede ist. Ausschlaggebend für die Frage des Schloßfortbestandes ist die Tatsache, daß es seit dem Ende des 13. Jahrhunderts als herzogliches oder dann nach dem Aussterben der Piasten als ehemaliges fürstliches Haus in Urkunden keine Erwähnung mehr findet. Auffällig ist jedoch, daß auch das Privatschloß Breslauer Patrizier seit Michael Bankes Grundsteinlegung ohne aufgeschriebene Geschichte mit Bauinschriften bleibt bis 1689, dem Jahre der Veröffent-

lichung der schlesischen kuriosen Denkwürdigkeiten Friedrich Lucaes, der dem zum festesten Herrnsitz gestalteten Hause seine Anerkennung zollt. Und dann nahm sich auch F. B. Werner des Schloßbildes an und zeichnete zwei Ansichten davon um 1750 in den 2. Band seiner schles. Topographie. Beide Bildchen sind uns wertvoll, obwohl nur eines den mittelalterlichen Schloßzustand vor dem Umbau des 18. Jahrhunderts vergegenwärtigt.

Bauakten aus den für die Burggestaltung zuständigen Jahrhunderten sind nicht erhalten, auch nicht wesentliche des 18. Jahrhunderts im Schloßarchiv, aus denen Rückschlüsse auf vorher vorhandene Baubestände möglich wären. Die geschichtliche Untersuchung ist demnach vollständig auf die Auswertung des Baubefundes angewiesen.

### **Der Herzogshof der Piasten**

Die Auffindung von Resten einer frühgeschichtlichen Burg ist abzuwarten. Die im 15. Jahrhundert einsetzende radikale Bebauung des engen Burggeländes mit massiven, in der Folge zu einem Hause sich zusammenschließenden Gebäuden hat den etwa 600 Quadratmeter fassenden Platz vollständig in Beschlag genommen und in der Struktur verändert. Tiefer liegende, unter dem Mauerwerk ruhende Schichten könnten Holzbaureste enthalten.

Voraussetzung ist die in ihrer Richtigkeit nicht bewiesene Annahme, daß die Herzogsburg auch wirklich auf der Stelle stand, auf der sich seit 1420 das Schloß der Banke und Hornig erhebt. Die Piasten selbst haben wiederholt die Bauplätze für ihre Residenzen verlegt, so in Breslau, Ohlau, Oppeln, wofür ich auf meine betreffenden Veröffentlichungen verweise. Für Lissa sind irgendwelche direkte Andeutungen für eine Ortsveränderung nicht vorhanden, Gründe für eine Anzweiflung der bisher angenommenen Ortsbeständigkeit des Herzogshofes leite ich aus dem Verhältnis seiner Lage zu Fluß, Brücke und Straßensystem ab.

Der Bauherr der Wasserburg Lissa nutzte den natürlichen Schutz durch den vielfach verästelten Lauf der Weistritz aus. Benachbart standen, abgesehen von mehreren Fluchtburgen, noch weitere feste Häuser an demselben Fluß: Rathen und Goldschmieden südwestlich, Stabelwitz nordöstlich. Den Vorrang vor ihnen verdankt Lissa seiner Lage an der Straße Breslau—Neumarkt—Liegnitz, seine über die Bedeutung eines Brückenortes reichende Entwicklung und Geltung erhielt es aus seiner Stellung an der Abzweigung der Straße, die nordwärts nach Auras und Wohlau und darüber hinaus nach Glogau weist.

Auffällig ist, daß Lissa in so geringer Entfernung von Breslau überhaupt Piastenresidenz wurde. Eine Erklärung seiner Rolle als Rastort zwischen Liegnitz und Breslau hält angesichts der auf damals etwa 80 Kilometer zu veranschlagenden Länge der Fernstraße nicht stand. Zentraler lag auf jeden Fall Neumarkt. Es scheint vielmehr ein weiteres ort- und burgbildendes Element bei der Entwicklung von Piastensitz Lissa mitgespielt zu haben: Seine Lage an einer anderen noch nicht aufgewiesenen und erörterten „hohen Straße“, die in vor- und frühhistorischer Zeit von hier aus südöstlich parallel zum Oderbett lief und die Verbindung Breslau—Schweidnitz bei Hartlieb schnitt. Auf dem überschwemmungsfreien Wege von Görlitz—Liegnitz nach Ohlau—Brieg hatte Lissa am Knoten- und Wendepunkt eher die Anwartschaft



Abb 21 Schloß Lissa um 1750 nach F. B. Werners Topographie II S. 382 g.

auf die Bezeichnung Rastort und zugleich auf eine gewisse zentrale Stellung im Bereich der niederschlesischen Fürsten und Stände.

Nach dieser Abschweifung bleibt noch das Verhältnis von Lissas Stellung zur Weistritzbrücke beachtenswert. Die Burg ist ja Schutzherrin oder Zoilabnehmerin. Die alte Verkehrsstraße Liegnitz—Lissa—Breslau scheint, trotz des bereits 1387 beurkundeten Bestehens der Pelzbrücke über die Lohe, nicht wie heut die Chaussee in gerader Linie über unbesiedeltes Gebiet, sondern über die Dörfer Goldschmieden, Neukirch und Schmiedefeld geführt zu haben. Sie schnitt daher die Weistritz kaum im Zuge der beiden Brücken an der heutigen Kunststraße, sondern an der Goldschmiedener Brücke. Der Weistritzübergang dürfte sich also in vor- und frühgeschichtlicher Zeit in einer Entfernung von rund einem Kilometer südwestwärts befunden haben. Aus dieser Erwägung müßten wir die Piastenburg auf einer Insel im unmittelbaren Bereich der Goldschmiedener Brücke suchen. Die Nachprüfung dieses Hinweises muß der vorgeschichtlichen Wissenschaft überlassen werden.

Tatsächlich lag unmittelbar an dieser Brücke zwischen ihr und dem Goldschmiedener Gutshof eine Wallanlage auf Rechteckgrundriß mit eingefügtem massiven Turmhaus, ein sogenanntes normannisches Kastell, dessen Existenz auf der anfangs erwähnten Aufnahme Herf(f)erts eingezeichnet ist, dessen Rest aber leider vor mehreren Jahren ununtersucht eingeebnet worden ist.

Zu beachten in der Frage der Fortexistenz des Herzogshauses ist, daß es in sämtlichen Urkunden nach 1277 und weiterhin in allen Kaufverträgen zwischen

den bürgerlichen Familien des 14. Jahrhunderts nicht genannt wird. Es wird wohl von Lissa schlechthin, dem nach deutschem Recht 1269 ausgesetzten Markt- oder Städtlein, auch von der Vogtei und der daran haftenden Gerichtsbarkeit, aber nie von einem diese Rechte und Würde repräsentierenden Hause gesprochen. Höchstens von dem Vorwerk, dann auch 1384 von dem verwildert bewachsenen Werder bei der Mühle oder 1348 von dem Hügel, der gewöhnlich Wall genannt wird. Sollten letztere doch nicht zufällig und etwas Nebensächliches andeutende Bezeichnungen Hinweise auf die zusammengesunkene Herzogsresidenz sein, von der nur noch der Wall wie etwa heute in Kanth als sich deutlich gegen das umliegende Gelände abhebende Erinnerung an einer noch aufzufindenden Stelle geblieben war?

### **Das feste Haus des Michael Banke**

Er war einer der bedeutendsten Vertreter eines der Breslauer Großkaufmannsgeschlechter, schon Eigentümer von Goldschmieden, als er 1412 und in den folgenden Jahren zielbewußt sein Augenmerk auf Ort, Gut und Vogtei Lissa richtete. Die Art seiner Handelsgeschäfte, die er seit seiner 1403 erfolgten Einbürgerung von Breslau aus machte, läßt sich in gewissem Umfang auch in den Signaturbüchern verfolgen. Als Lieferant von Waren an den Wiener Kaiserhof repräsentiert Michael Banke den weitblickenden und ehrgeizigen Vertreter des Breslauer Patriziats, der auch als rücksichtsloser Bauernleger und Aufkäufer von anderen Gütern wie Lohe in den genannten Signaturbüchern zwischen 1403 und 36, dem Jahre seines Todes, bemerkbar wird. Die Familienangehörigen bewegen sich in denselben Bahnen.

Nach dem Übergang der Herrschaft Lissa an Michael Banke nimmt die Baugeschichte des dortigen Schlosses festere Formen an. Erstmals stehen wir 1420 einer Urkunde gegenüber, in Schweidnitz am 14. 4. ausgestellt, in welcher ihm Kaiser Sigismund nach persönlicher Besichtigung den Bau eines befestigten Hauses erlaubt, „das er von Grunde uf und von neues erhaben und gemauert hat . . . zu allem sinem Nutze . . .“

In Breslau besaß Banke mehrere Häuser, seine Wohnung hatte er in den letzten Jahren auf dem Salzmarkte, wo die Witwe Katharina wohnen blieb, welcher in der Erbteilung vom Mittwoch nach Elisabeth 1437 „Lisse mit dem Hause . . .“ zugesprochen wurde (Stadtarchiv G. 5, 31).

Dem Gedanken nachzugehen, der Michael Banke bewogen hat, sich außerhalb der Stadtmauern draußen ein festes Haus zu bauen, hat wenig Zweck. Vielleicht war das Ziel, für die amtlichen Funktionen der miterkauften Vogtei den Ausdruck einer standesmäßigen Herrschaft im allseitig gesicherten Gebäude zu erlangen, maßgebend. Denn es wurden, wie wir noch sehen werden, auch seine Nachfolger von dieser Idee zwei Jahrhunderte lang beherrscht.

Die Untersuchung des Kellergeschosses von Schloß Lissa ergibt den Tatbestand, daß Michael Banke verhältnismäßig nicht viel dort massiv gebaut hat. Aus seiner Zeit sind nur noch der Brückentorturm auf der Ostseite und, ziemlich in derselben Achse, auf der Westseite ein Raum in der Substruktion erhalten. Neben letzterem stand noch nördlich anstoßend bis etwa zum An-

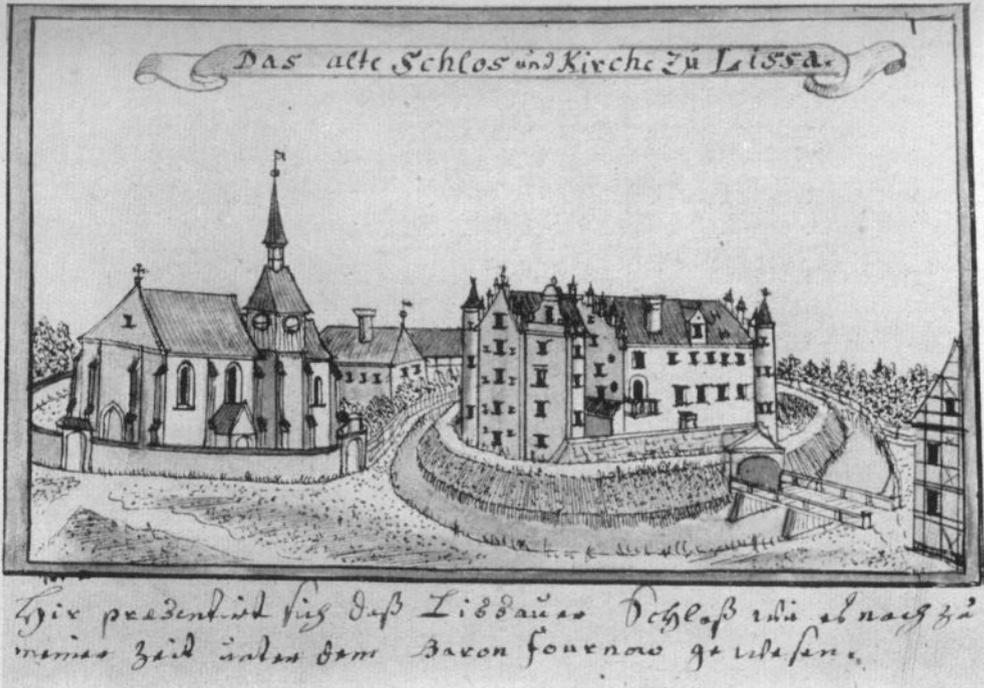


Abb. 22 Schloß Lissa von Südwesten im nachmittelalterlichen Zustand von F. B. Werner.

fang des 18. Jahrhunderts ein zweites, anscheinend durch Eckstrebepeiler gestütztes turmartiges Gebäude auf ebenfalls rechteckigem Grundriß, das von F. B. Werner in seiner Aufnahme des „Schlosses vor dem Umbau“ in Abb. 22 überliefert ist. Beide Westgebäude waren einachsiger, maßen  $2\frac{1}{2} : 4\frac{1}{2}$  und  $3\frac{1}{2} : 6$  Meter im Lichten und mögen den wehrmäßigen Charakter von Massivbauten gehabt haben.

Der Ostturm hatte einen fast quadratischen Grundriß von  $3,40 : 3,80$  Metern im Lichten mit meterstarken Mauern. An seinen beiden Ecken ist er mit tiefen Strebepeilern besetzt, die später bei der Umgürtung des Hauses mit Kasematten in den äußeren Teilen abgebrochen wurden und deren Reste im vorgelegten Mauerwerk stecken, doch so, daß sie erkennbar sind. Vgl. Grundriß.

Das Baumaterial der drei Gebäude in der Kellerzone besteht aus Feldsteinen, d. h. aus Granitfindlingen. An ihren äußeren, damals im Burggraben stehenden Flächen haben die Grabungen einen Bewurf von Mörtel aus hydraulischem Kalk aufgewiesen. Von ausgesparten schießschartenähnlichen Öffnungen ist zum mindesten eine auf der Ostseite des Turmes erhalten. Die möglicherweise noch ursprüngliche Türzarge ist von Holz und hat seitlich je ein Loch zum Einschieben von Pflöcken, welche in zwei Vertiefungen des verschließenden Balkens griffen und dessen Wegnehmen oder Verschieben von innen her unmöglich machten. Also wurde der Turmkeller als Gefängnis benutzt. Eine

0,90 Meter breite Steinbank darin kann als Lager für Gefangene in dem nicht grundwasserfreien Raume gedient haben.

Die Höhe des Ostturmes wird der heutigen mit insgesamt vier Geschossen entsprochen haben. In der Bestimmung der Ausdehnung in der Vertikalen des Westbaues sind wir allein auf Werners Zeichnung Abb. 22 angewiesen, auf welcher dessen nördlicher Teil mit fialenbesetztem gotischen und der südliche mit renaissancemäßigem Giebel deutlich erkennbar ist.

Ost- und Westbau standen in gegenseitiger Entfernung von 18 Metern an der Hofmauer, die wir als Burgbering bezeichnen dürfen, angelehnt. Zwischen ihnen gab es nur Holz- oder Fachwerkgebäude, was daraus erweisbar ist, daß ihr Abbruch schon nach einem Jahrhundert begonnen wurde. Massivgebäude aber riß man in damaligen Zeiten niemals ab, es sei denn, daß solche vorhanden waren und in den Hussitenkriegen gelitten hatten.

Die wichtige Frage nach der Herkunft der dazwischen stehenden leichten Gebäude ist vorläufig nicht beantwortbar. Wenn Michael Banke als Bauplatz den alten Herzogshof benutzte, dann waren es vielleicht noch Räume piastischen Ursprungs. Ihre substrukativen Reste aufzufinden dürfte durch Untersuchung des Baugrundes bis zu zwei oder drei Meter Tiefe möglich sein. Meine Vermutung, daß Michael Banke einen neuen Standort für sein Haus ausgesucht hatte, wird durch das Argument bekräftigt, daß die königliche Genehmigungsurkunde keine Silbe über eine Verwendung der damaligen Herzogsburg für des Bauherren Zwecke verliert. Andererseits könnte freilich schon die Tatsache der Urkundenausstellung als Ausübung eines auf einer Örtlichkeit ruhenden Rechtes angesehen werden. Vielleicht war auch die alte Burg in den Holzteilen schon vermorscht und zusammengesunken. Wer ahnt heut, wenn er im benachbarten Rathen vor absolut unscheinbaren Steintrümmern steht, daß hier noch 1755 der Besitzer von Lissa ein Schloß neben einem reizvollen Ziergarten mit allem Aufwand des Rokoko unterhielt? Und Schloß Rathen war immerhin ein stabiles Bauwerk.

Daß ein nasser Graben damals nicht fehlte, beweist der erwähnte Mörtelbewurf am Torturmfundament. Die Führung des Grabens ist nur an der Ost und Westseite bekannt und entsprach der späteren dortigen Kasemattenausdehnung. Burgbering und Graben an der Süd- und Nordseite sind bei den Erweiterungs- und Befestigungsbauten des 16. Jahrhunderts restlos beseitigt worden.

### **Die Burg der Hornig im 16. Jahrhundert**

Der 1494 vollzogene Übergang der Vogtei Lissa in die Hände der ehrgeizigen und finanzkräftigen Familie Hornig bedeutet nach über einem halben Jahrhundert merkbarer Uninteressiertheit der Besitzer für das feste Landhaus mehr als einen Eigentümerwechsel. Das seit der Jahrhundertwende stärker hervortretende Bedürfnis der Breslauer Stadtbewohner und besonders des Patriziats nach einem Sommerleben außerhalb der Mauern auf Landsitzen macht sich im verstärkten Ankauf von Gütern und im Ausbau ihrer Wohn-

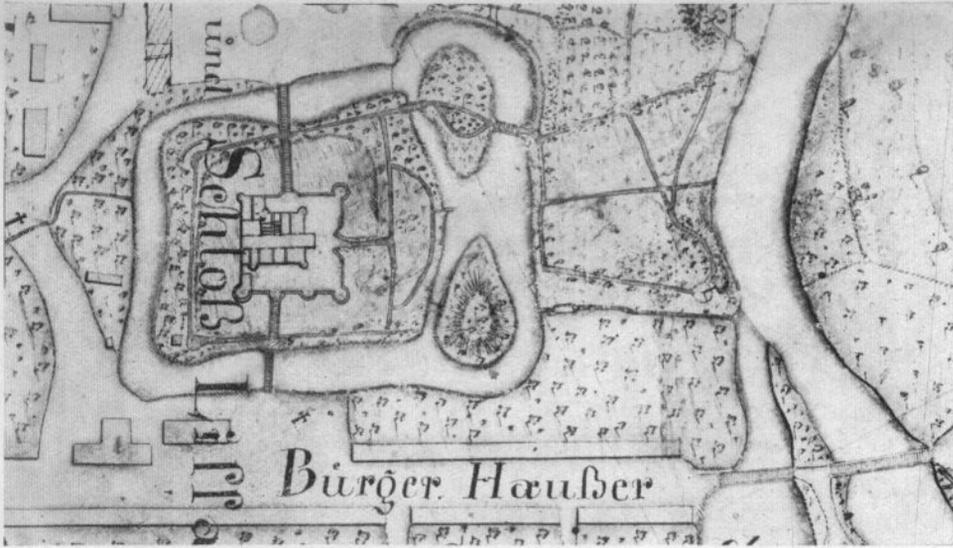


Abb. 23 Plan des Schloßgrundstückes Lissa aus der Aufnahme von Herf(f)ert aus dem Jahre 1795.

häuser geltend. Der selbstverständliche Hang zur verteidigungsfähigen Abschließung der Landhäuser wurde durch die Unruhen des 15. Jahrhunderts und später unter dem Druck der Türkengefahr verstärkt. Der Eigentümer einer Stätte mit machtvoller Vergangenheit mochte sich im besonderen zur Entfaltung wehrhafter Beherrschung angespornt fühlen.

Der Eintritt einer Neuplanung der Burg Lissa gibt dem Gedankengang der steigerungsnotwendigen Trutzhaftigkeit Ausdruck. Irgend welche Baudateien fehlen. Aus dem vorhandenen, bis heute unversehrt erhaltenen Bestande der Mauern ist ablesbar, daß in zwei Abschnitten, etwa um 1520 und 50, nach einheitlicher Grundrißaufstellung ein umwälzender Neubau vorgenommen wurde. Zunächst verfiel der Südteil der Hofgebäude nebst Burgbering der Spitzhacke. Dafür trat ein im zweiten und dritten Stock sich wiederholender Rechtecksaal von  $5\frac{1}{2} : 12$  Meter im Lichten. Der unverfälscht fortgesetzte Wehrcharakter kommt jetzt in zwei Rundtürmen zum Ausdruck, die als flankierende Dreiviertelzylinder den Schutz der Fronten übernehmen. Einer von ihnen, wahrscheinlich der westliche, wird mit einer nicht mehr nachweisbaren Wendeltreppe auch zur Vermittlung des Zuganges zu den Obergeschossen gedient haben.

In Fortsetzung des Bauvorhabens errichtete derselbe oder ein folgender Besitzer den etwas tieferen Nordflügel, dessen Raumteilung durch je zwei Querwände in den zwei oder drei Geschossen sechs bzw. neun annähernd gleich große Zimmer von  $7,5 : 4,5$  bis 6 Metern Grundfläche ergab. Die zeitliche Entstehungsdifferenz zwischen Nord- und Südflügel geht aus der Verschiedenheit der Mauerstärken 1,10 und 1,60 Meter im Kellergeschoß entsprechend der durch den Fortschritt der Feuerwaffen geforderten Erhöhung der Wandfestigkeit hervor. Die Verteidigungsfähigkeit wurde durch zwei weitere gleiche

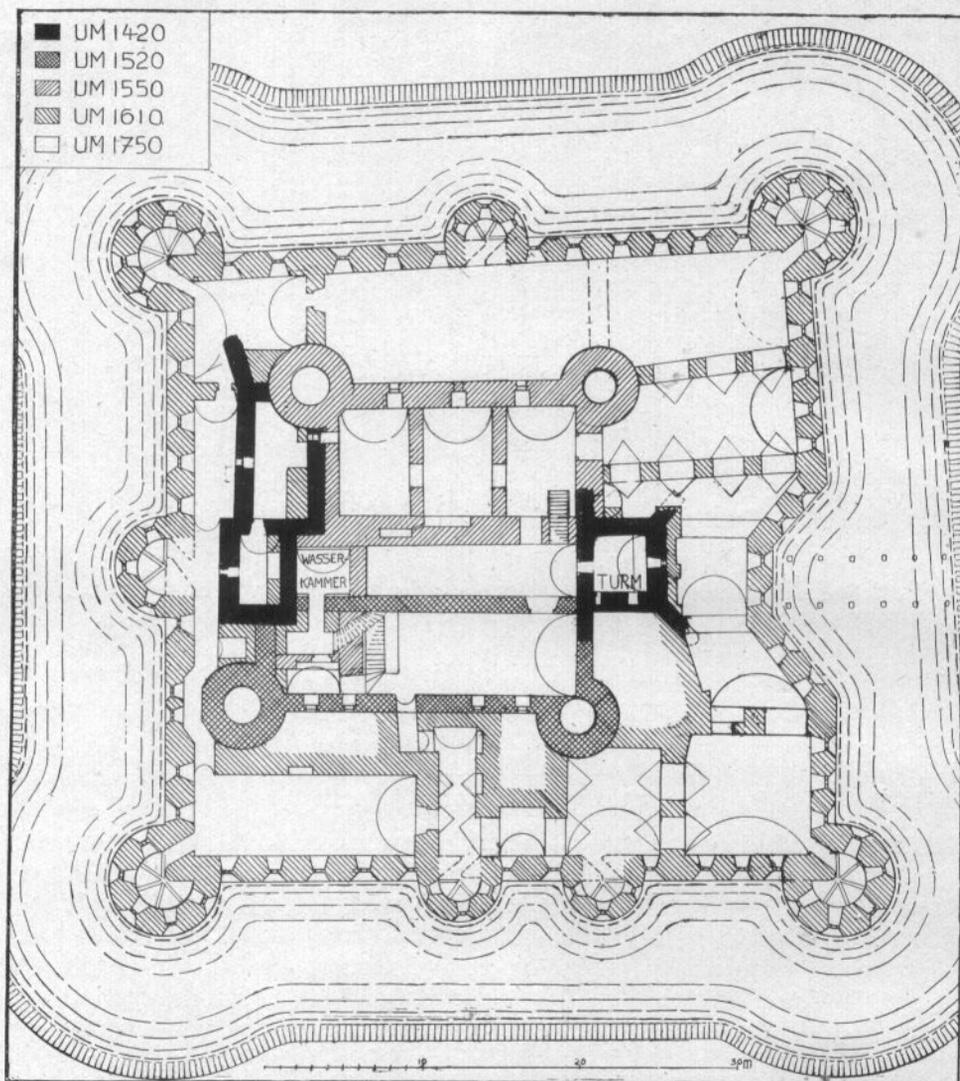


Abb. 24 Rekonstruierter Grundriß der Burg Lissa in ihrer Entwicklung 1420 bis 1610. (Oberer Rand Nordseite).

Ecktürme abgerundet, von denen der westliche nach der Aufnahme von St u d t noch um 1830 eine Wendeltreppe einschloß.

Die Beibehaltung der beiden alten, aus der Flucht wenig vorspringenden Baukörper an der Westseite erklärt die der Symmetrie zuwiderlaufende Zurücksetzung des Nordwestturmes in östlicher Richtung. Ob die Abweichung an dieser Ecke von der das Quadrat in der Fläche anstrebenden Grundrißgestaltung von vornherein beabsichtigt war oder aus Sparsamkeitsgründen in Kauf genommen wurde, bleibt dahingestellt. In wehrtechnischer Hinsicht entstand

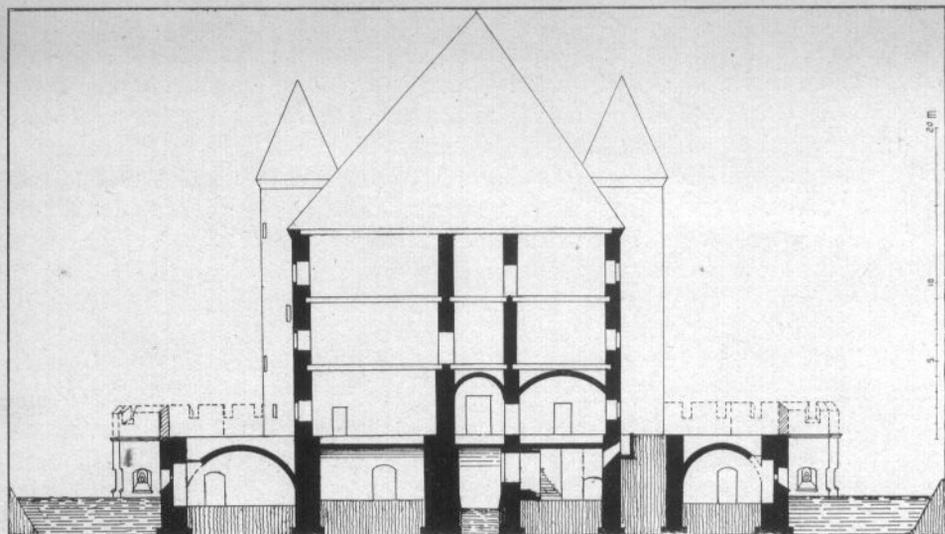


Abb. 25 Querschnitt der Burg in Nordsüdrichtung durch die Wasserkammer.

dadurch eine Schwächung, deren Ausgleich mit anderen Verteidigungsmitteln zu erreichen war.

Daß der Quader des Brückentorturmes an der Ostseite mit seinen Eckstrebe-  
pfeilern verblieb, ist anzunehmen, da er sogar noch in den Bestand der letzten,  
durch den Umbau des 18. Jahrhunderts erreichten Fassung übergegangen ist.  
Auf Werners Bildern ist freilich keine Spur von ihm zu sehen. Vielleicht etwas  
höher als heute spielte er die Rolle des Hüters am Zugange weiter und hatte  
bei der Neuplanung die Richtung der westwärts strebenden Flurhalle bestimmt.  
Dieser in den Obergeschossen sich wiederholende Flurraum ist nicht als  
Durchfahrt nach einem Wirtschaftshof an der Westseite anzusehen, so sehr  
auch seine gestreckte Ausdehnung dazu verlockt. Die spätere Basteien-  
befestigung beweist eindeutig, daß die Westseite brückenlos war.

Als Baustoff im gesamten Kellergeschoß taucht wieder der mitunter etwas  
zugehauene harte Findling auf, im Erd- und ersten Obergeschoß als Hinter-  
mauerungsstein. Die Einwölbung aller Keller- und auch Erdgeschoßräume,  
soweit sie dort erhalten ist, weist im Schnitt den Halbkreis auf. Das ist sogar  
bei dem älteren noch vorhandenen Westbau der Fall, ein Beweis, daß er bis  
dahin eine Balkendecke gehabt hatte.

Die Verteilung der Schornsteine ist aus der Grundrißzeichnung ersichtlich. Der  
mittlere der drei Kellerräume auf der Nordseite war heizbar, also als Mann-  
schaftswohnung vorgesehen. Die breite Nische an der Südwand dieses Keller-  
traktes entpuppte sich bei näherer Untersuchung als Kamin, zu dessen Sohle  
vom benachbarten Schornstein ein fuchsartiger Stollen von etwa 0,10 Meter  
Durchmesser führte. Dieser Kanal war von einem absolut vermorschten  
Vierkantholz ausgefüllt, das bei der Aufmauerung der Wand als Lehre gedient  
hatte und nicht entfernt worden war. Der Kamin war also kaum jemals  
in Gebrauch genommen worden. Brandspuren fehlen.

Das Augenmerk des Burgbaumeisters mußte auch auf die Wasserversorgung der Bewohner und einer aufzunehmenden Besatzung gerichtet sein. Ein Hof mit Brunnen fehlte ja in dem neuen Hause, der Wirtschaftshof lag außerhalb, jenseits des Grabens. Als Wasserbehälter erwies sich bei der von mir vorgenommenen Untersuchung der vom Kellerflur am westlichen Ende durch eine Quermauer abgetrennte Raum von 2,80 : 3,50 Meter Grundfläche. Seine Halbzylindertonne steht mit ihrer Achse im rechten Winkel zu der des Flures. Seine Tiefe ist nicht beträchtlich und geht wahrscheinlich mit derjenigen der Burgfundamente zusammen. Jedoch ist nicht ausgeschlossen, daß sich in der Mitte der Sohle ein tiefer reichender, gemauerter Brunnenschacht befindet, dem die besondere Aufgabe der Zuleitung von Quellwasser zufällt. Die im 18. Jahrhundert vorgenommene Ausfüllung des Raumes mit Schutt ließ nur die Untersuchung einer Ecke bis auf zwei Meter Tiefe zu. Die besondere Zurichtung des fensterlosen Raumes zum Wasserbehälter besteht darin, daß der vorderen Findlingsmauer eine etwa in Höhe des Wasserspiegels einen halben Stein vorkragende Ziegelwand vorgeblendet ist. Ihre und der anderen drei Seiten Fortsetzung innerhalb des Wassers besitzt eine Verkleidung der Mauern mit einer entsprechend starken Schicht aus hellgrauem feinem Ton, dem die Aufgabe einer Abdichtung und sanitären Wirkung auf das Wasser zufiel. Gegen ein Abschürfen durch die niedergehenden Wassereimer ist die Tonwand durch die vorkragende Ziegelschicht geschützt.

Die außerordentliche Größe der Wasserkammer legt die Frage nahe, ob wir es hier mit einer Zisterne, d. h. einem Sammelraum für die zu Zeiten der Gefahr vorzunehmende Wassereinfüllung zu tun hätten. Die Möglichkeit liegt vor, doch ist die Hinlänglichkeit des Grundwasserzuflusses eher Grund zur Verneinung dieses Begriffes. Bezüglich der Herstellungszeit des Brunnensraumes könnte man angesichts der im späteren Stadium der Kasemattierung vorgesehenen Erhöhung der Besatzungsmannschaft geneigt sein, sie in den Zusammenhang mit der folgenden Bürgerweiterung zu bringen. Als entscheidendes Argument dagegen erscheint mir die Tatsache ausschlaggebend, daß die zum Abschluß des Vorräumens und Schutz des Brunnens gegen Verunreinigungen gezogene Wand aus Feldsteinen gemauert ist, eine Ausführung, die in der folgenden Bauperiode nicht mehr üblich ist.

Eine an der Ostwand des Brunnenvorraumes sichtbare Nische in Türöffnungsgröße mit schrägen, nach dem Erdgeschoßflur gerichteten Seitenflächen habe ich als Antritt eines einstigen jetzt vermauerten Treppenaufganges in kürzester Führung nach oben zu den Wirtschaftsräumen gedeutet und so in die Grundrißzeichnung aufgenommen.

Die sorgfältige Lösung der Wasserversorgung und der Heizbarkeit ausgedehnter Mannschaftsräume geben bereits der Burg des 16. Jahrhunderts eine besondere Note der Stärke und inneren Zusammendrängung, die in dem unscheinbaren Hause garnicht vermutet und gesucht wurde. Auch die äußere Erscheinung, wie sie uns F. B. Werner übermittelt, verrät davon wenig. Das Schwergewicht der Verteidigungsfähigkeit ist dort bereits in den das Schloß hoch umgürtenden Wall gerückt. Trotz der kriegerischen Haltung läßt die Grundrißentfaltung den Sinn der Burgherren für frohe Feste nicht vermissen;



Abb. 26 Blick aus der jetzigen nordöstlichen Kasematte nach der freien Feldsteinnordwand (Mitte rechts) des Ostturmes Aufnahme Damerau, Breslau.

denn wie sollte man anders die Bestimmung der Säle deuten? Der Raum für die Ausübung der Gerichtsbarkeit, die Hofstube, lag jenseits des Flures, wahrscheinlich unmittelbar neben dem Eingange, Kanzlei und Rentkammer daneben, die Wirtschaftsräume im westlichen Alteil.

### **Der festungsmäßige Ausbau der Burg**

Der bei dem verhältnismäßig kleinen Objekt wahrhaft einzigartige großzügige, ja geradezu übersteigerte abschließende Ausbau der Verteidigungsanlage ist in der Idee bedingt durch den gleichzeitigen Vorgang der bastionären Befestigung Breslaus um die Wende zum 17. Jahrhundert. Die Beobachtung des Wachstums der Bastionen und Kasematten aus dem Bett des Stadtgrabens ist offensichtlich nicht ohne Rückwirkung auf die Lissaer Burgherren gewesen. In Heinrich Hornig dürfen wir gemäß Fr. Lucaes Auslassung den Erneuerer der Schloßausstattung und den Erbauer des Basteienkranzes nebst Kasematten sehen. Das soll 1606 geschehen sein, selbstverständlich haben wir mit einer längeren Arbeitszeit zu rechnen. Jedenfalls war am 16. September 1611 die Fertigstellung so weit abgeschlossen, daß König Matthias als Gast Hornigs über die mit rotem Tuch belegte lange Brücke zu Fuß einzog und zwei oder drei Tage darin verweilte. Die vom König unter dem 14. Oktober 1611 durch ein Ausnahmeprivileg mit Anerkennung der Freiheit des Burglehens trug dem Burgherrn die vom Standpunkt des Wehrbaufreundes wohlverdiente Belohnung ein.

Bei vorstehender Zeitansetzung für den überwältigend starken Befestigungs-ausbau wirkt störend die Erwägung, daß die Wehrbautechnik längst zur Form der polygonal gestalteten Bastion übergegangen war; denn die Lissaer Basteien des Kasemattenringes sind noch Rondelle, zylindrisch gemauerte Raumkörper, wie sie um 1500 üblich waren. Der schwer ins Gewicht fallende Vorteil war wohl bei ihrer Wahl ausschlaggebend gewesen, daß sie gegenüber den weit in einem verbreiterten Graben vorspringenden Bastionen eine erheblich konzentriertere Form vorstellten und die Baukosten in erträglicher Höhe hielten. Die geäußerten Bedenken zerstreuen sich auch beim Studium der Lissaer Befestigungsanlage, es werden an ihr eine Reihe von Zügen und Einzelheiten einer um ein Jahrhundert fortgeschrittenen Ingenieurkunst bemerkbar, zu welchen sich die Zeugnisse spätrenaissancemäßiger Dekorationsformen gesellen.

Alle diese Anzeichen lassen es zu, die Erbauung des Kasematten- und Basteien-gürtels dem von den Chronisten angeführten Schöpfer der neuen Burg, Heinrich Hornig, und dem ersten Jahrzehnt nach 1600 zuzuschreiben.

Die Überraschung bei einer heutigen Besichtigung der Burgkeller ist nicht unerheblich, wenn der Besucher die an drei Seiten die Schloßräume umschließenden Fluchten von breiten und stabil von Ziegeln gemauerten, von mächtigen Tonnen überspannten und mit dicht stehenden Schießkammern ausgestatteten Säle d. h. Kasematten zu Gesicht bekommt. Die Außenansicht ließ ihre zum größten Teil unter der Schloßterrasse ruhende Existenz kaum vermuten. Die vierte, die Ostseite, weist nur einen 1½ Meter breiten gewölbten Laufgang auf. Mannschaftsräume sind hier nicht errichtet worden, weil es sich um die besonders gefährdete und beschossene Tor- und Brückenseite handelt. Es ist hier deshalb die Kurtine nicht durch zwischengestellte, den Graben vorzugsweise seitlich bestreichende Halbbasteien wie an den anderen drei Fronten unterbrochen. Zur Abwehr eines den Zugang über die Brücke suchenden Feindes gehört Kreuzfeuer. Daher in diesem Brückenbereich die Schießscharten in schräg gestellten Wänden angeordnet sind, die es gestatten, in unbehinderter gerader Zielrichtung die Brücke der Länge und Quere nach unter Feuer zu nehmen.

Nebenbei bemerkt liegt in dieser wehrtechnischen Anordnung der Kreuzstrieche der Beweis, daß noch im 17. Jahrhundert Zugang und Brücke zur Burg im Gegensatz zu heut auf der Ostseite lagen.

Der Grundriß mit der bis 1610 fertiggestellten Befestigungsanlage und der durch die Nord-Süd-Achse in der Gegend der Wasserkammer gelegte Querschnitt geben eine hinreichende Vorstellung von den auf allen Seiten an die Unterkellerung des Schloßkubus angesetzten Raumkörper der Kasematten und des Laufganges. Um Erschütterungen der eigentlichen Schloßmauern und Türme durch eindringende Geschütz-kugeln, besonders da, wo sie aus älterem Bestande schwächer sind, fernzuhalten, sind auf der Süd- und Ostseite zwischen Schloßfundamenten und Kasematten drei bis fünf Meter breite, mit Erdreich ausgefüllte Räume bzw. Baugrundabschnitte eingeschaltet. Außerdem sind zu dem selben Zweck an einzelnen Stellen Mauerverstärkungen vorgenommen worden.



Abb. 27 Blick aus demselben Pfeilerraum mit Schießkammer am linken Rand nach der Kreuzstrieche. Aufnahme Damerau, Breslau.

Von den vermittelt Gurtbögen sternförmig überwölbten vier Dreiviertelzylinderbasteien ist die an der Südwestecke vollständig, an der Südostecke zum Teil erhalten. Als einzige verschonte Halbzyylinderbastei zeigt sich diejenige auf der Südseite im Zuge der im 19. Jahrhundert erbauten Massivbrücke. Eine zweite ist auf der verschütteten gegenüberliegenden Nordseite von dem vorgebauten Schuppen aus sichtbar. Die Wände der ersteren sind, wie die Umfassungsmauern der Kasematten, 1,70 Meter stark, die der Halbbasteien sind  $\frac{1}{2}$  Meter schwächer. Die Abdeckung durch Sandsteinplatten ist noch vorhanden, die Ausbildung der Brüstung über der Wehrplatte ist unbekannt und aus Abbildungen ähnlicher Rundelle in Breslau zu ergänzen. Die erhebliche Dicke der Kasemattenaußenmauern bedingte die Ausbildung von mannshohen Nischen oder Schießkammern vor den Scharten. Letztere haben stark nach außen abgeschrägte Leibungsflächen, daß ihre im Stichbogen überwölbten Vorderöffnungen 1,50 Meter breit werden. In die Schartenenge sind Sandsteinplatten eingesetzt, in welche die 0,25 Meter breiten und 0,35 Meter hohen Schießlöcher mit bossierten Parallelrahmungen eingearbeitet sind, wie solche zu Anfang des 17. Jahrhunderts üblich sind und zum Beispiel vom Steinmetzen Adam Fiebig kurz vor 1605 am Portalgewände des Nordanbaus der Christophorikirche verwendet wurden.

Andere Schmuckformen als die erwähnten sind aus dieser Zeit nicht vorhanden. Die Sandsteineinfassungen einzelner Durchgänge zwischen Kasemattenräume sind einfach gefast.



Abb. 28 Südwestbastei von Schloß Lissa mit moderner falscher Brüstung. Das jetzige Wallgrabenniveau entspricht etwa dem Stand der einstigen Wasseroberfläche. Aufnahme Damerau, Breslau.

Zum inneren Ausbau der Unterkunftsräume scheinen auch Rauchabzugsvorrichtungen zu gehören. Als Mannschaftsküche war der Südwestraum vorgesehen.

Der Graben umgab auch den neuen Bering unmittelbar. Das ist aus Herf(f)erts Aufnahme wie aus der Art der für den Stand im Wasser gebauten Gesamtverteidigungsanlage deutlich zu ersehen. Die drohenden Schießschartenreihen befanden sich unmittelbar über den Wasserflächen.

Die Aufschüttung eines Walles um diesen Wasserring und die Aushebung eines zweiten Grabens gehören einem späteren Stadium, etwa der Mitte oder gar dem Ende des Dreißigjährigen Krieges an und sind, wie Herf(f)erts Plan verrät, mit Ravelinbildungen auf der Ostseite verbunden, da die beiden inselartigen Gebilde dort nicht anders denn als brückenschützende Schanzwerke zu deuten sind.

Wie wenig F. B. Werners wahrscheinlich entlehnte Ansichtszeichnung des alten Schlosses in Abb. 22 bezüglich der Basteien-, Graben- und Wallbefestigung der Wirklichkeit entspricht, ist aus den klargelegten Grundrissen ersichtlich. Von den ersteren ist so gut wie garnichts darauf vorhanden.

Dennoch können wir Werner dankbar sein, denn er übermittelt uns schließlich die Form des in den letzten Erdbering eingefügten Walltores. Eine mächtige, von Pfeilern getragene Stichbogenwölbung mit krönendem Giebeldreieck überspannt die Wall-Lücke, den Zugang zur (nicht gezeichneten) zweiten Brücke auf der Ostseite über den inneren (ebenfalls nicht aufgenommenen) Graben. Das ausgedehnte Tympanon dieses Walltores ist die Stelle, welche die Inschrift mit dem Wappen des Bauherren der letzten Erweiterung und Vervollkommnung der Burg getragen haben wird. Dieses einladende und zugleich abschließende Walltor steht auf der Südseite des Schlosses, nach neuem fortifikatorischen Grundsatz beträchtlich entfernt vom Schloßeingang, der sich damals noch auf der Ostseite mit der inneren Brücke befindet. Es ist heute nicht mehr vorhanden, auch schon um 1750 nicht mehr, zu F. B. Werner Zeit, dafür eine zweite Zugbrücke auf der entgegengesetzten Seite. Die Abänderung in der Anordnung der Eingänge ist nach der massiven Erbauung der Südbrücke im 19. Jahrhundert zu einer endgültigen geworden.

Ein Umbau des Hauses selbst unter Beibehaltung der Umfassungsmauern und der Hauptscheidewände und Benutzung der Westwand des Kasemattenverbindungsanges wurde nach 1733 von den Kreuzherren, den Eigentümern der Herrschaft Lissa bis 1752, oder von dem nächsten Besitzer Freiherrn von Mudrach vorgenommen, der unter einem Mansarddach auch die disparaten Teile in vereinheitlichender Pilasterfassade zusammenfaßte, den vier Ecktürmen schweiflinige Hauben gab und den vorher oder damals im Oberbau zum Teil erneuerten Ostturm in die spätbarocke Fassadenkomposition einbezog. Das äußere Gewand ist ihm nach einer im 19. Jahrhundert vorgenommenen Abänderung der Eckturmausklänge in die anfängliche Form der Kegelspitzen geblieben.

## Landkreis Breslau

Durch die bereits erwähnte Verschiebung des Kreisumfanges im Westen bis jenseits der Städte Kanth und Zobten hat das wehrmäßige Niveau des umschriebenen Gebietes kaum eine Veränderung erlitten. Die Entziehung der stolzen Feste Lissa bedeutet seine stärkste Einbuße, die durch die Bereicherung um die Stadt Kanth kaum wettgemacht wird. Die anderen Schösser des Kreises verbleiben in großem Abstände von Lissa, ihre einstige Verteidigungskraft reichte, soweit ein Urteil nach den vielfachen Umbauten möglich ist, schwerlich an das militärische Kräftespiel der in den Abwehrgemeinschaften der hinter den Kirchhofwehrmauern vereinigten Bauern. Der Begriff der vor- und frühgeschichtlichen, zwischen Sümpfen und Wasserläufen versteckten Fluchtburg blieb nur für die kleinen und kleinsten Gemeinden bestehen.

Im nächsten Umkreis einer so mächtigen Metropole wie Breslau war die Entwicklung einer Gemeinde über den Zuschnitt des Landstädtchens hinaus ausgeschlossen. Selbst einer gesteigerten Befestigung der Herrrensitze war die Nähe und Nachbarschaft der Fürstentumshauptstadt hinderlich. Der Schloßbesitzer mußte schon Mitglied des Breslauer Rates sein, um seine Trutzbauten

ungehindert aufführen zu können. Da das Breslauer Patriziat allmählich den Großgrundbesitz der näheren und weiteren Umgebung aufkaufte, war überhaupt die Möglichkeit einer Entwicklung der Wehrbautätigkeit auf Herrensitzen gegeben. Wie die Zünfte ihr Meilenrecht besaßen, so hatte die Stadt Breslau das Privileg, daß ihr im Umkreise unangenehme Konkurrenz mit starken Befestigungen erspart wurde. Typisch sind die Bemühungen der Breslauer um die Verhinderung der Befestigung von Markt **Bohrau**, daß heut zum Kreise Strehlen gehört. Im Jahre 1654 wurde vom Breslauer Rat die Frage, ob Bohrau das Recht zur Befestigung habe, eifrig ventilert und in Eingaben an das Oberamt abgestritten. Ratsschreiben aus dem Jahre 1654 (Stadtarchiv F. 8, 18 und 19) enthalten die diesbezüglichen Einsprüche.

### Stadt Kanth

Die geringe Größe und Bevölkerungszahl im Mittelalter spiegelt sich in den entsprechenden Abmessungen ihrer Stadtmauer wieder. Sie ist so bescheiden in ihren Dimensionen, daß Hans Lutsch 1889 im zweiten Bande seines Inventarisationswerkes schrieb: „Von den Stadtmauern, welche 1795 noch zumteil erhalten und von zwei Toren durchsetzt waren, hat Verfasser keine Spur beobachtet.“ Sein Zusatz, daß sie 1587 unter dem Bürgermeister Noe erbaut wurde, ist ohne Kenntnis des Objektes aufgestellt und darum ohne weiteres anfechtbar. Bartel Stein nennt 1512 Kanth eine *arx modica*, eine mäßige Feste, womit er der niedlichen Wehranlage alle Ehre erweist.

Adolf Moepert hat das Verdienst, in seinem Führer durch „die kathol. Kirchen der Pfarrei Kanth“ 1939 einen ersten Teil der Stadtmauer, und zwar den in der Nachbarschaft der kathol. Schule und Kirche, erkannt zu haben. Hier handelt es sich anscheinend um einen älteren Abschnitt, der zu einem schützenden Bering um Kirche und Friedhof gehörte. Die noch vorhandene Fortsetzung an der Westseite der Stadt parallel zur Kirchstraße von der Pfarrei bis zur Nr. 10 ist von mir aufgedeckt und aufgenommen worden. Dabei leistete mir Lehrer G. Gerlach recht praktische und schnelle Hilfe, desgleichen in der Beschaffung älterer Stadtpläne aus dem Besitz des Bürgermeisters, die für die Rekonstruktion verwendet worden sind: Die größere Aufnahme des Regierungskondukteurs Arnd von 1824 und eine kleinere des Regierungs- und Katastergeometers von Moellendorf aus dem Jahre 1829. Beide enthalten noch den nordöstlichen, jetzt nicht mehr vorhandenen Abschnitt der Stadtmauer, aber nicht mehr die Tortürme. Diese Toranlagen in ganzer Ausdehnung werden von F. B. Werner auf dem hier abgebildeten Stadtplan und in zwei kleineren Ansichten seiner Topographie geboten. Eine Aufnahme des Kondukteurs Winkler von 1810 im Staatsarchiv (Rep. 137 Nr. 196. A. 8) bietet wenig Wesentliches.

Auf der Nordseite der um 1300 gegründeten Stadt lag eine Burg, die noch um 1750 bei Werner als Ruine im Hintergrund erscheint. Sie ist als Ausstellungsort von Urkunden Herzog Bolkos I. seit 1297 und 98 bekannt, war aber 1475 bereits zerstört. Auf den Stadtplänen von 1824 und 29 sind nur noch Wall und Graben von hier eingezeichnet. Der Wall ist auch heute noch im Garten der Brauerei in seiner gesamten Ausdehnung vorhanden und gestattet den Schluß auf die polygonale, der Ellipse sich nähernde Linienführung des Burgberinges. Für die Stadt konnte die Burg eine Stärkung der Widerstandskraft auf der Nordseite bedeuten, solange jene intakt war. Im übrigen war die Stadt-

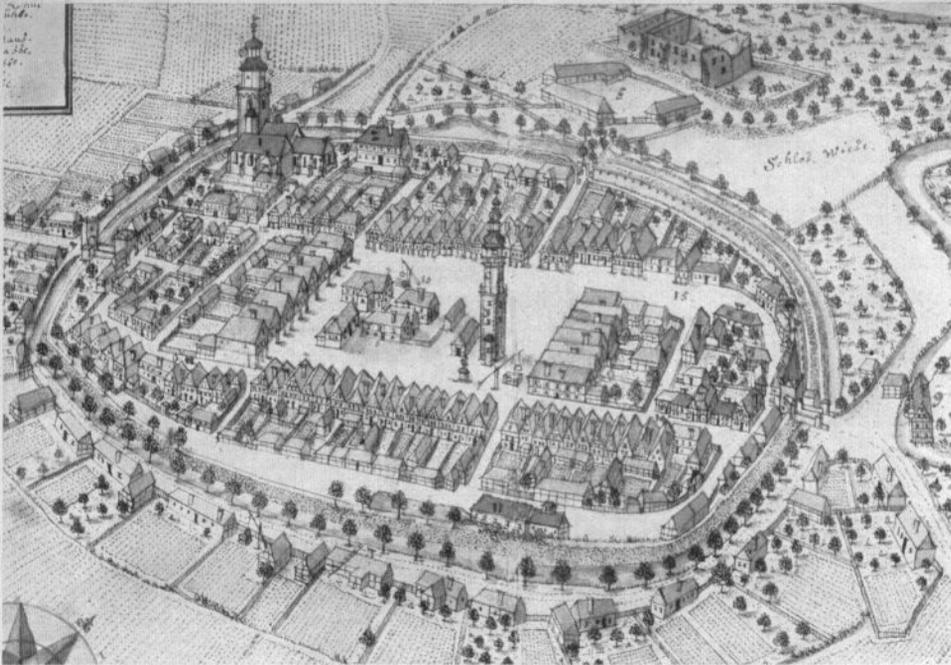


Abb. 29 Plan der Stadt Kanth aus F. B. Werners Topographie II, 406.

befestigung von ihr unabhängig. Es sind keine Anzeichen vorhanden, daß jemals ein gemeinsamer Mauer- und Wasserschutz beide einschloß — wie das ja meist erst im späteren 15. oder im 16. Jahrhundert der Fall wurde.

Das Oval des Stadtgrundrisses wird nach dem üblichen Kolonisationsschema mit Aufteilung in Blöcke von zwei Längsstraßen durchschnitten, die sich im Osten (genauer Südosten) vor dem Nieder- oder Mühltor, im Westen (Nordwesten) vor dem Ober- oder Spitaltor vereinigen. Der in der Mitte ausgesparte Block, der Marktplatz, wird seit dem Mittelalter von einem vier- bis fünfgeschossigen, 1613 erhöhten Turme überragt. Die beiden Tortürme sind niedrig, kaum dreigeschossig. Dann steht allerdings noch ein trotziger Kirchturm da in der Nordwest- oder Nordecke, der 1910 eine martialisch aussehende Bekrönung mit vorkragender Wehrplatte und Ecktürmchen nach angeblich alter Form erhalten hat. Nach der undeutlichen Zeichnung Werners mögen es ebensogut Rundbogenblenden der Turmwände als Konsolen mit Bogen eines Wehrganges mit Gußlöchern gewesen sein.

Die mittelalterliche Stadtkirche steht nicht eingeordnet in das Gefüge des Stadtplanes, sondern abseits, in der Ecke, ein Leben für sich führend. Das darf auch insofern behauptet werden, als diese Stadtecke, der Kirchhof, anscheinend zunächst eine Umwehrung für sich besaß; denn die Mauer ist hier um 0,10 Meter schwächer als die Fortsetzung, die eigentliche Stadtmauer. Die zugesetzten Schießscharten unterscheiden sich in einem wesentlichen Zuge gleichfalls, in dem in 12 Meter Länge erhaltenen Stück am Hofe der katholischen Schule haben sie an der Außenseite eigentümlicherweise Wölbungs-

oder Entlastungsbögen, als wenn sie, wie in Jäschgüttel, ihre Engen zunächst auf der Innenseite gehabt hätten. Die Südwand des Kirchhofes ist bei Werner deutlich erkennbar, die Ostmauer weniger. Seitdem sind sie einschließlich eines umfangreichen Portals verschwunden.

Die mit Unterbrechungen von drei bis sechs Metern erhaltene Fortsetzung nach Osten hält die Abstände von 2,25 Metern zwischen den einzelnen Scharten inne. Der Querschnitt der Mauer verstärkt sich auf 0,75 bis 0,80 Meter, die über der Zone der Scharten wie eine Brustwehr aufgesetzte, zurückspringende Mauer hat eine Stärke von 0,40 Metern. Die mit flachen Stichbögen überwölbten Schartennischen messen 0,60 Meter in Höhe und Breite. Sie liegen heute auf der Innenseite ziemlich unmittelbar über dem Boden. Einstmals befand sich das Niveau etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter tiefer, der Verteidiger stand vor der Scharte und zielt hinaus. Wir erhalten für die Höhe der Mauer das Maß 1,60 Meter, dazu die Schartennische mit 0,60 Meter, dann ein Streifen von etwa 0,30 Meter, zusammen  $2\frac{1}{2}$  Meter und darauf noch die schwächere Brüstung von einem Meter, so daß für die Gesamthöhe  $3\frac{1}{2}$  Meter das Ergebnis sind. Auf der Außenseite ist sie auch vorhanden, allerdings ist hier der Unterteil der Mauer in der üblichen Weise durch eine wallmäßig vorgelegte Erdaufschüttung von rund  $1\frac{1}{2}$  bis zwei Metern versteckt.

Eine konstruktiv interessante Eigentümlichkeit der Stadtmauer ist, daß sie in dem Abschnitt längs der Kirchstraße auf Pfeilern gegründet ist, die durch Bögen verbunden sind, ähnlich wie in Namslau die Zwingermauer. Vgl. Seite 11. Die Notwendigkeit dazu war durch den morastigen Baugrund gegeben. Die Scheitel der Verbindungsbögen stehen etwa  $3\frac{1}{2}$  Meter von einander. Zwei solcher Bögen habe ich am Grundstück Kirchstraße 10 freilegen lassen.

Die Entstehungszeit der Stadtmauer, die wahrscheinlich einheitlich wenigstens im Nordabschnitt erbaut worden ist, kann in den Anfang des 15. Jahrhunderts gelegt werden. Ziegelformat und Kreuzverband könnten zu der urkundlichen Mitteilung Siegfried Degenbergs stimmen, daß Kanth schon 1428 zu den ummauerten Städten gehöre. Das Format dieser Stadtmauer ist freilich nur das der Friedhofswehrmauer. Zinnen hat sie nie besessen.

Ob die Sicherung der Mauer durch den vorgelegten Wall, der im Bereich der Kirche und der anstoßenden Grundstücke deutlich erkennbar ist, noch im 15. oder erst im 16. Jahrhundert erfolgt ist, läßt sich zunächst nicht entscheiden. Die berichtete Erbauung der Stadtmauer durch den Bürgermeister Noe im Jahre 1587 kann die fortgeschrittenere Befestigung durch die besagte Wall-schüttung meinen. Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß damals ein eingestürzter Teil von ihr — solche Zerstörungen sind ja im Bereich von Gräben und Flüssen nicht selten — wieder aufgebaut wurde. Daß noch 1587 ein ganzer Abschnitt, der etwa fehlte, neu gebaut wurde, ist nicht anzunehmen, da die Befestigungstechnik mit dem Bau von Stadtmauern endgültig gebrochen hatte.

Für den gesamten Südbering — und damit kommen wir zu dem wundesten Punkt der Kanther Stadtmauergeschichte — ist vorläufig kein Anzeichen vorhanden, daß dort eine Mauer stand. Bei Werner wie in den Stadtplänen von 1824 und 29 fehlt jede Spur einer Mauer. Durch Grabungen allein wären

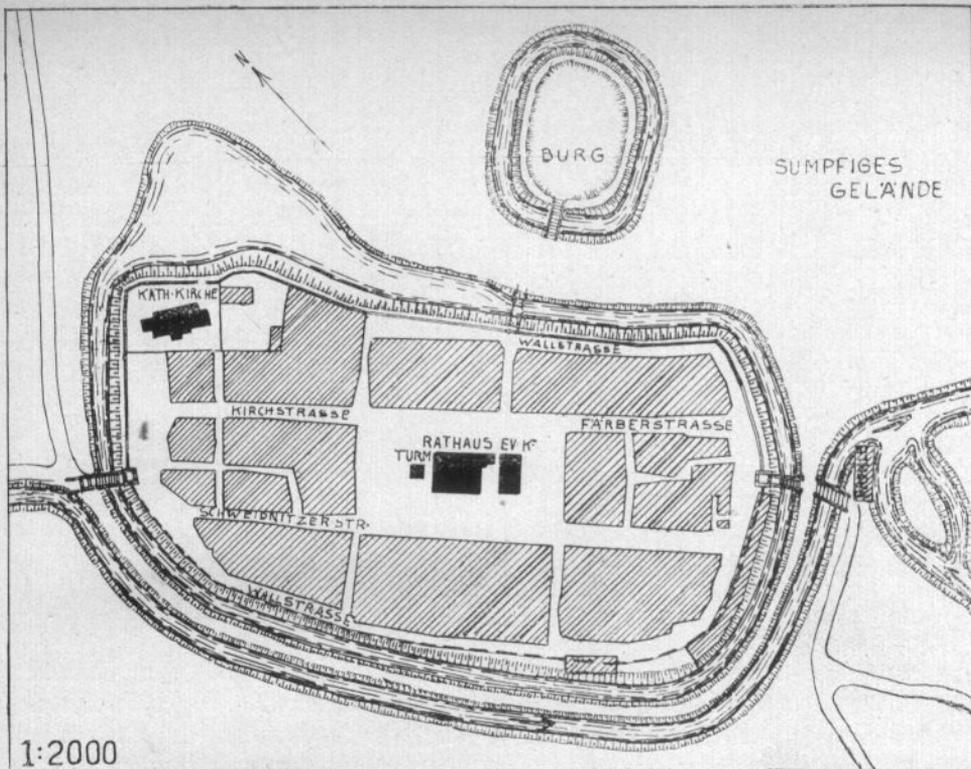


Abb. 30 Grundriß der Stadt Kanth mit eingetragener Stadtmauer im Nordteil.

Fundamente festzustellen. Man weist darauf hin, daß der doppelte Graben auf der Südseite, der heute noch in parallel verlaufenden Vertiefungen verfolgbar ist, die Errichtung der Mauer unnötig gemacht habe. Dem ist zu erwidern, daß gerade die Nordseite durch ausgedehnte Sumpf- und Wasserflächen und durch die Burg besser geschützt war und dennoch ihre Mauer hatte. Demnach wäre kein triftiger Grund gewesen, sie auf der Südseite wegzulassen. Da aber gerade hier das strömende Wasser von der Weistritz an ihrem Fuße entlang floß, so leuchtet ihre Gefährdung oder Vernichtung durch eine oder mehrere Überschwemmungen ohne weiteres ein. In Breslau sind solche Mauerzerstörungen urkundlich bezeugt.

Einen fortgeschritteneren Charakter haben die Toranlagen. Zwar sind die beiden ersten Tortürme wie die Stadtmauer noch verhältnismäßig niedrig und schwach, vielleicht nur zweigeschossig, doch besitzen sie bereits Zwingerhöfe bzw. Futtermauern für den oder die der Stadtmauer vorgelegten Wälle und auf der Westseite sogar ein vorgeschobenes, jenseits des Grabens liegendes Walltor, nach den gerundeten Zinnen zu urteilen einen Bau aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Das Ost- oder Niedertor besaß wie in Breslau das Neustädter Tor als End- und Außenposten nur zwei Halbtürmchen oder Schalen, wenn Werners Zeichnung so gedeutet werden darf. Das Ober- oder

Westtor ist um 1750 bereits ungedeckt, das Osttor besitzt noch ein höheres Zelt- oder Pyramidendach.

Es wird auch noch ein drittes Tor auf der Nordseite genannt, das Schloß- oder Wassertörlein, wie es F. B. Werner bezeichnet. Zunächst erscheint es bei der geringen Ausdehnung der Stadt überflüssig oder zum mindesten als spätere neuzeitliche Durchbrechung der Mauer. Dagegen spricht das Vorhandensein der im Zuge dieses und des Burgtores nach dem Marktplatz entstandenen Straße, des Schloßgäßleins bei Werner, da sie auf der Südseite der Stadt keine direkte Fortsetzung hat. Es muß also diese turmlose Pforte bei der Planung berücksichtigt worden sein. Andererseits ist es möglich, daß diese Pforte im 15. Jahrhundert bei Errichtung der Stadtmauer oder in der Folgezeit bei Anlegung des Walles kassiert und erst im 18. Jahrhundert wieder geöffnet wurde.

Bastionäre Befestigungen sind nicht bekannt geworden, Spuren von solchen sind im Gelände nicht erkennbar. Von Adolf Moepert wird auf Seite 64 seines Kirchenführers 1728 ein Fischbehälter „zwischen den Schanzen“ erwähnt. Der Ausdruck ist auffällig und müßte leichte Feldbefestigungen des 17. oder 18. Jahrhunderts voraussetzen.

### **Stadt Zobten**

Mit dem Namen verbindet sich der Begriff einer halbromantischen Eigenheit und Schönheit der Örtlichkeit, der aber leider nicht zu voller Reife infolge der Ungunst in der baulichen Entwicklung gelangt ist. Am Fuße des einsam und vereinzelt in der mittelschlesischen Tiefebene 718 Meter hoch ragenden Siling gelegen, rühmt sich Zobten einer halbttausendjährigen Stadtvergangenheit, ohne einen dieser gemäßen vollwertigen Ausdruck in seinen Bauwerken erlangt zu haben. Der 500 Meter darüber vorstoßende Berggipfel war einst mit einer Burg gekrönt, die in ihren Anfängen zu den ältesten des schlesischen Raumes gehört und von der doch nur vage Trümmer und kaum erkennbare Grundrißformen seit ihrer endgültigen Zerstörung im Jahre 1471 verblieben sind. Zwischen ihren Steinbrocken, im Waldesdickicht und in verschiedenen nahen Ortschaften, lagern Reste romanischer Architektur und Plastik von dem geschichtlich für die Zeit um 1130 bezeugten ältesten schlesischen massiven Klosterbau verstreut, ohne daß sie vorläufig ein tastbares Gesamtbild dieser ehrwürdigsten von allen unseren mittelalterlichen Kunstäußerungen bieten.

Die Stadt liegt am Fuße, an der Nordostseite des von Geschichte und Sage umwobenen Berges. Die Planung ist die des kolonisationsmäßig ausgebauten, mit dem Marktrecht frühzeitig wohl schon im 12. Jahrhundert ausgestatteten deutschen Gemeinwesens, das infolge seiner exponierten Lage alle Leiden der über Schlesien fegenden Kriegsstürme zu ertragen hatte. Es ist als überaus günstige Fügung zu betrachten, daß dort trotzdem zwei gotische Kirchen ihr Dasein durch die rauen Zeitläufte bewahrt haben.

Der Charakter der Bergstadt äußert sich in Abweichungen ihrer Planung von derjenigen der Ebenenstädte. Die Ansicht, die uns F. B. Werner aus der Mitte des 18. Jahrhunderts mit den beiden Haupttoren rechts und links von der vorderen Straßenflucht und an der Schmalseite des nach dem Berge sich ent-

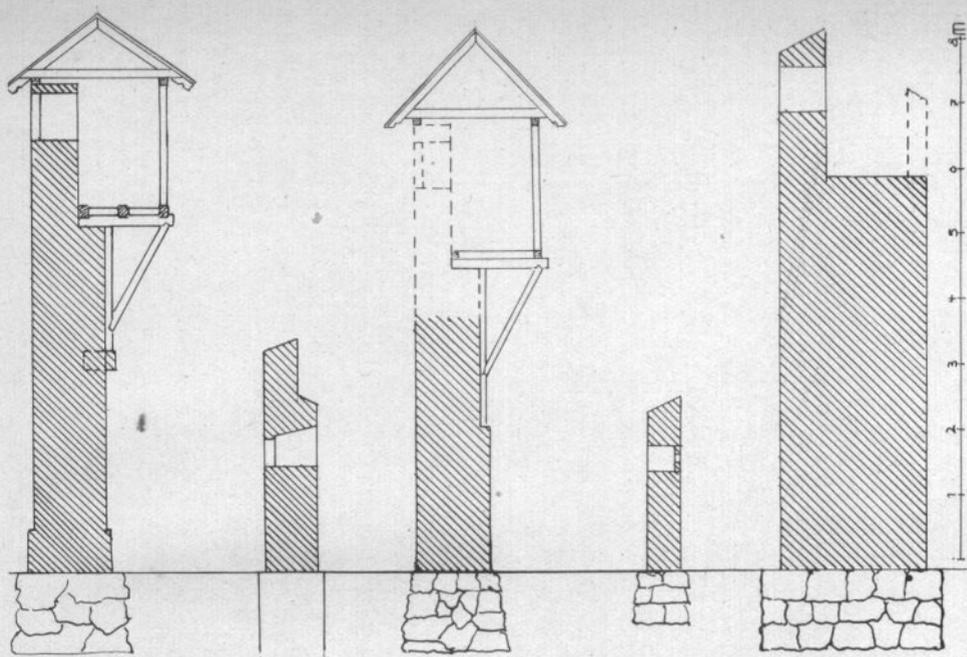


Abb. 31 Querschnitte der Stadtmauern (von links nach rechts) Breslau, Kanth, Neumarkt, Jaeschgüttel (Kirchhofmauer) und Namslau (Ostseite). Die hölzernen Wehrgänge bei 1 und 3 sind Rekonstruktionsversuche.

wickelnden Städtchens in Abb. 32 bietet, entspricht getreu der Wirklichkeit. Zwei Fernstraßen, von Strehlen und Schweidnitz, münden hier ein. Ein drittes Tor, das Reichenbacher, schloß, wie der Geschichtsschreiber der Stadt, Hans Hanke 1939 ausführt, die südlich gerichtete Berg- oder Striegelmüllerstraße im Hintergrund ab.

Die Hauptsache, die uns interessiert, die wehrmäßig gestaltete Stadtmauer fehlt, sie wird auch schon in Werners Ansicht vermißt. Wohl umgürtet eine  $2\frac{1}{2}$  bis  $4\frac{1}{2}$  Meter hohe und 0,50 bis 0,90 Meter starke Bruchsteinmauer einen großen Teil der Stadt heute wie im 18. Jahrhundert. Es ist aber heute wie auf Werners Bilde kein Anzeichen ihrer Ausstattung für die Verteidigung aufzufinden. Im ganzen macht sie den Eindruck einer die Rückseiten der anfallenden Grundstücksstreifen abschließenden Gartenmauer, besonders auch in dem zur Propstei (kath. Pfarrei) gehörenden Abschnitt mit großem Rundbogentor des 18. Jahrhunderts, in vielen Teilen mit Anzeichen einer jüngsten Erneuerung. Daß es sich wie in Kanth um eine aus dem Erdboden nur mit der Brüstung hervorschauenden bzw. um einen Ersatz einer versunkenen oder vernichteten mittelalterlichen Wehrmauer handelt, möchte man bei der Eigenart des vielfach überschwemmten Geländes annehmen. Denn es ist schlecht denkbar, daß ein in der Ebene so weithin sichtbarer Ort städtischer Haltung keinen festen und massiven Schutz gehabt habe.

Dafür spricht auch die einstige Existenz der Tore, deren östliches, das Strehlener, im 18. Jahrhundert freilich recht primitiv aussieht; denn es besteht

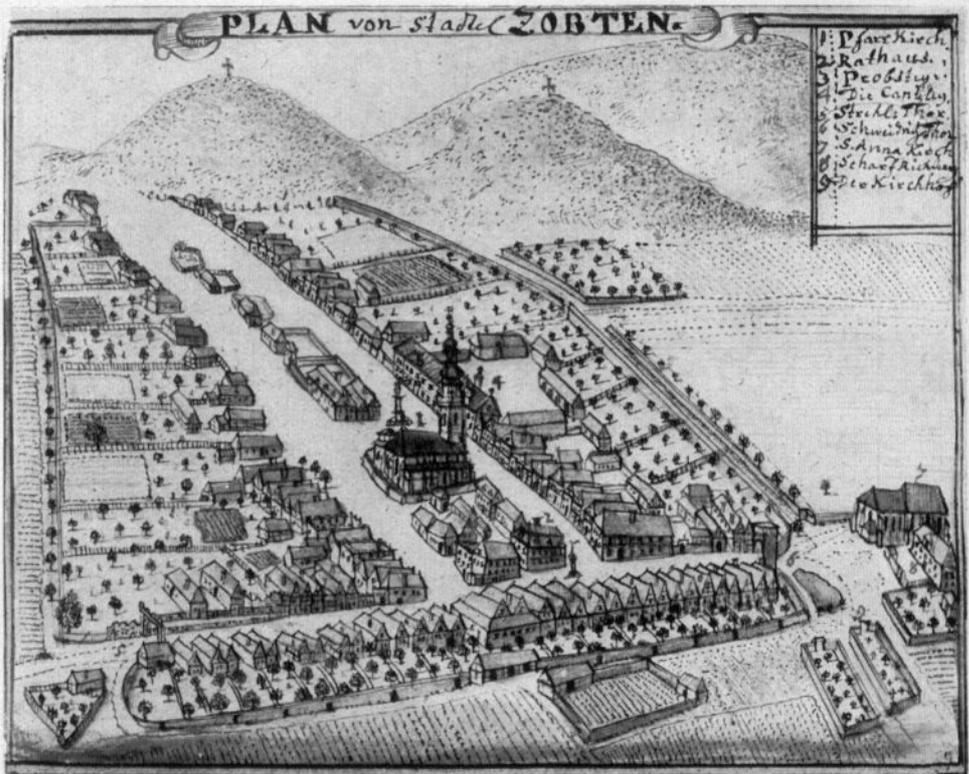


Abb 32 Plan der Stadt Zobten aus F. B. Werners Topographie III, 115.

nur aus einem über die Straße gespannten Rundbogen ohne ausgedehnte Körperlichkeit. Das westliche an der Schweidnitzer Straße, gegenüber der außerhalb liegenden Annakirche, hebt sich als gemauerter Bruchsteinturm zweigeschossig von der Umgebung der Fachwerkhäuser ab. In seinem ersten Stock soll ein Invalide die Wächterwohnung innegehabt haben. Seine Stellung in der Schweidnitzer Straße, an der Ecke des Grundstückes Nr. 4 zu fixieren, ist verhältnismäßig einfach, weil der Anfall der Stadtmauer (Altstadtgrenze) auf seiner Südseite ein sicherer Wegweiser ist. Auf seiner Nordseite umzog die heut häufig unterbrochene Mauer die dichte Häuserzeile mit ihren tiefen Gärten am Südrande der jetzigen Nimptscher Straße. Die Stelle, an welcher das Strehlemer Tor gestanden hat, ist erheblich schwieriger zu bestimmen. Hier fehlt eine klare Altstadtbegrenzung, wie wir sie auf der Westseite hatten. Geht man von einer regelmäßigen ursprünglichen Stadtplanung aus, dann dürfen wir auf der Ostseite eine Verlängerung des südlichen noch vorhandenen Grenz- und Mauerabschnittes in gerader Fortsetzung parallel zu der Westmauer annehmen, und dann müßte der Torturm etwa am Grundstück Strehlemer Straße Nr. 21 gestanden haben. So habe ich ihn als Strehlemer Torturm I in meinen Stadtplan eingezeichnet. Ist aber die Ausbuchtung der Stadfläche an der Südostecke ursprünglich gewesen, dann wäre die Gegend des Hauses Strehlemer Straße Nr. 31 etwa der gesuchte Standort. Für die

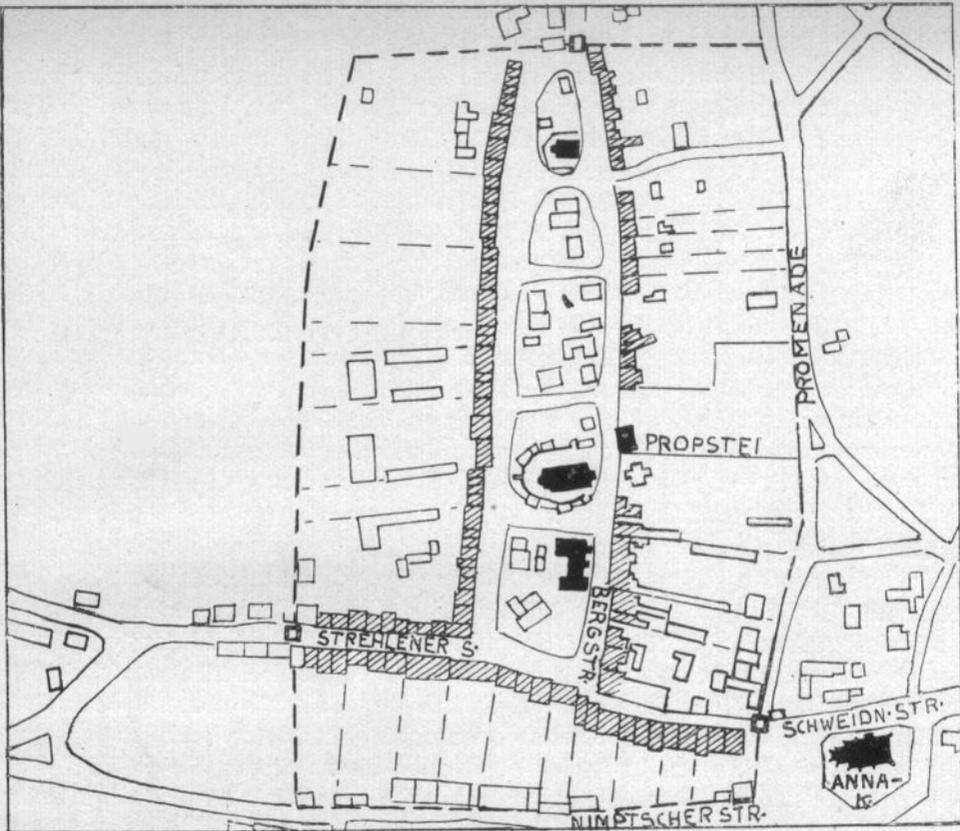


Abb. 33 Grundriß der Stadt Zobten mit eingezeichneter Stadtmauer und Törtürmen.

Richtigkeit der ersten Annahme spricht auch der Umstand, daß das Tor des 18. Jahrhunderts als einfacher Bogen in Rechteckrahmung erscheint. Der einst weiter rückwärts gelegene Vorgänger war aller Wahrscheinlichkeit nach eben ein Turm wie auf der Westseite. Die geschilderte und bedeutsame Verschiedenheit der beiden Toranlagen ist durch zwei weitere Ansichtszeichnungen F. B. Werners in *Topographie* III S. 237 und VI S. 121 gewährleistet. Von dem dritten, dem Reichenbacher Tor, fehlt ein Bild, es muß südlich der evangelischen Kirche gestanden haben.

Von einer starken, 4 bis 5 Meter hohen Bruchsteinmauer ist auch die katholische Kirche umzogen, die ebenfalls keine Sonderausbildung für die Verteidigung aufweist. Trotzdem wehrte hinter ihr 1741 ein preuß. Grenadierbataillon einen österreichischen Angriff erfolgreich ab.

### Wehrkirchhöfe

In den ländlichen Gemeinden war wie in den städtischen naturgemäß frühzeitig und von vornherein das gleiche Bestreben vorhanden, sich hinter einer ausreichenden Schutzwand einen Zufluchtsort für die Familien und die bewegliche Habe zu schaffen. Die Lage von Kirche und Friedhof auf dem höchsten Punkte des Geländes begünstigte die Wahl ihrer Dienstbarmachung für diesen Zweck.

In den gut bebauten und bevölkerten waldlosen Ebenen nahm die ehemalige Fluchtburg diese neue Form eines Verteidigungsbezirkes an.

Die Kirche selbst wurde in das System der neu erstehenden Verteidigungsanlage nicht einbezogen. Der volkstümliche Begriff der „Wehrkirche“ ist im allgemeinen für unser Gebiet abzulehnen. Die Kirche blieb das unangetastete Gebäude, in welches in Kriegsnot bei rauher Witterung vielleicht die Frauen und Kinder einquartiert wurden. Wehrformen besitzen die schlesischen Kirchen nicht, denn gerundete Zierzinnen ohne Scharten als Brüstung eines italienisch-flachen Daches können nicht gut als Abwehrmittel angesehen werden, ebensowenig solche auf Friedhofsportalen. Am Kirchturm zu Jäschgüttel scheint in Obergeschoßhöhe eine Schlitzscharte von 0,70 Meter Höhe mit Nische auf der Innenseite zu stehen, als vereinzelte Einrichtung am Turm muß sie als Lichtschlitz angesehen werden. Nicht anders sind die kurz nach 1600 ornamental eingefaßten Lichtschlitze des immer wieder als Wehrkirche angeführten Gotteshauses zu **Rothbach** aufzufassen. Dafür besitzt es, zugleich für das (abgetragene) Schloß, Graben und hohe breite Umwallung mit dem Rest eines Walltores aus dem 17. Jahrhundert.

Die Ausbildung der Kirchhofmauer zur Verteidigungsanlage beruht in erster Linie auf ihrer Ausstattung mit Schießscharten. Durchgehends ist das Ziel gewesen, ähnlich wie bei der Stadtmauer in Kanth, den hinter ihr auf dem Erdboden stehenden Schützen Gelegenheit zu geben, in Schulterhöhe durch die Öffnungen das Vorfeld zu bestreichen. Die Mauer reicht durchschnittlich noch einen Meter über die Scharten, so daß sie auf der Innenseite etwa drei Meter, auf der Außenseite ebenfalls drei und bis vier Meter hoch ist. Überall liegen heut die Scharten entweder dicht oder bis zu einem Meter über dem Niveau des Friedhofes, weil dessen Höhenverhältnisse sich um 1 bis 1½ Meter verschoben haben, wie dies an tief liegenden gotischen Portalen und an dem heut knapp über dem Erdboden, einst aber 1 bis 1½ Meter darüber befindlichen Kirchensockelsims kontrollierbar ist. In Jäschgüttel ist dieser Sims ganz in der Erde verschwunden, also hat das Friedhofsniveau seit der Erbauung noch etwas mehr zugenommen.

Die Stärke der Friedhofsmauer beträgt in Kattern 0,80 bis zu den Schießscharten, darüber 0,10 Meter weniger, in Schwertern (Bruchstein) 0,75, in Lohbrück 0,60 Meter, in Herdhausen 0,50, in Jäschgüttel über dem Fundament aus Findlingen 0,45 Meter. Ihr Umfang ist gewöhnlich ein Rechteck, von welchem in Kattern, Schwertern, Herdhausen und Lohbrück heut etwa  $\frac{3}{4}$  fehlen. In Kattern, Lohbrück und Jäschgüttel sind die Endabschnitte der vier Wände etwas nach innen abgebogen.

Die Ausbildung der Schießscharten wechselt in den meisten Fällen nicht erheblich. Die Benutzung von flachen Wölbungen über den Schartennischen gestattet die Breitenausdehnung von 0,80 Metern in Kattern, von 0,50 Metern in Herdhausen. In Lohbrück und Jäschgüttel sind je zwei Arten von 0,40 und 0,48 Meter Breite vorhanden. Die Schartenengen in Kattern bestehen aus Schlitzfenstern von 0,47 und 0,13 Meter Höhe und Breite, in Herdhausen sind sie etwas höher. In Lohbrück ist eine eigenartige Gestaltung der Schartenenge vorhanden. Sie besteht aus einer Verbindung von Schlitz- und Maultscharte in zwei Fassungen, mit eckigen und gerundeten Queröffnungen.

Eine vollständig abweichende Formung der Schießscharten weist **Jäschgüttel** auf. Hier sind die Scharten gewissermaßen verkehrt gebaut, mit der Enge nach innen, nach dem Friedhof. Es mag sein, daß ein nicht sachverständiger **Maure** daran schuld ist, denn die Nachteile der Verlegung der 40 bis 50 cm breiten und ebenso hohen Schartennischen nach außen — Unmöglichkeit, das Pulver trocken zu halten, Behinderung beim Zielen, Sichtbarkeit der Scharten auf große Entfernung — wiegen mögliche Vorteile bei weitem auf. Die aus zugehauenen Ziegeln gemauerte Enge tritt hier in Kreis- und stehenden Rautenformen auf und ist für den Schützen durch eine scheibenförmige Putzeinfassung hervorgehoben. Die Scharten stehen hier auch dichter als anderswo, in regelmäßigen Abständen von drei Metern, auf der gesamten Südseite sogar von  $2\frac{1}{2}$  Metern, so daß die letztere mit 16 drohenden weiten Schartennischen ausgestattete Wand einen recht trotzigem Eindruck macht. Die Gesamtzahl der Scharten wird hier auf etwa 50 zu berechnen sein, da von der Nordwand etwa  $\frac{3}{4}$  erneuert und ohne Scharten sind. In **Herdhausen** folgen die Scharten in Abständen von 5 bis 6 Metern, die gesamte Anlage stammt erst aus dem 16. Jahrhundert.

Eine besondere Ausstattung der Tore ist auf den erörterten Kirchhöfen nicht vorhanden. Die aus Bruchsteinen 0,85 Meter stark und mit geböschtem Obertheil gemauerte Friedhofsmauer in **Wangern** scheint dem 17. oder 18. Jahrhundert zu entstammen und verrät keinerlei wehrmäßige Haltung, die früher einmal da gewesen sein mag. Nur das breite, außen im Rund-, innen im Stichbogen abschließende Tor macht mit seinen krönenden drei Halb- und zwei Vierteileckzinnen einen gewichtigen Eindruck. In **Domslau**, wo die polygonal geführte Mauer wohl enge Kanäle, aber keine Schießscharten aufweist, liegt eine wehrmäßige Note in dem starken kubischen, in zwei Geschossen von etwa 3 : 3 Metern innerer Grundfläche mit Halbzyklindertonnen eingewölbten Torhaus.

Die Umwehrung in **Schwertern** besaß noch im 18. Jahrhundert, wahrscheinlich als Ausgleich für die zu wenigen, in Abständen von 10 Metern stehenden Schießscharten 4 Eckbasteien, die F. B. Werner auf seinem Schaubild des Ortes (I, 278) gezeichnet hat. Sie waren 1889 schon abgebrochen.

## Die Schlösser

des Landkreises haben unter dem ungünstigen Einfluß der Großstadtkultur ihren Wehrcharakter nahezu vollständig eingebüßt. Kaum daß noch erhaltene Grabenabschnitte auf einen einst absondernden und verteidigungsfähigen Zustand hinweisen. Der vielbesuchte, aus dem 14. Jahrhundert stammende und im 16. und 17. Jahrhundert modernisierte turmartige Burghausquader zu **Eckersdorf**, mit 8 : 9 Metern im Geviert, mit 1,60 Meter starken Kellerwänden und kleinen gotischen Fenstern im Erdgeschoß hat alles eingebüßt, was an Ringmauern und Tor- und Brückenschutz zu einer gerüsteten Ritterburg gehört. Gerade daß noch ein Viertel des einstigen Grabenbestandes die Erinnerung an mittelalterliche Trutzhaftigkeit wach hält. Das im Kern ähnliche Ritterhaus zu **Lohe** mit angebautem überragenden Treppenturm hat in unserem Zeitalter der Imitationssucht die Vortäuschung drohender Geschütz- und Mailscharten erhalten, die den halb entschwundenen Nimbus des elliptisch umgürtenden Wassergrabens auffrischen und verstärken soll.

PASTUCHÓW

SLEZA

## II. Kreis Neumarkt

Im Gegensatz zu den beiden anderen Kreisen des Fürstentums breitet sich der Neumarkter nur westlich der Oder aus, eingeklemmt zwischen den Gebieten der zwei mächtigsten Herzogsresidenzen Breslau und Liegnitz. Der im allgemeinen flache Landstrich nahm an der reichen landwirtschaftlichen Entwicklung der beiden Nachbarkreise teil und erhielt dank der deutschen kolonialisatorischen Tätigkeit frühzeitig wohlhabende Bauerdörfer, deren Bedürfnis nach wirksamer zuverlässiger Sicherung des Eigentums gegen räuberische Überfälle sich in der Errichtung von Kirchhofswehrmauern auswirkte. Von Einfluß war das Vorbild der an die Piastenburg sich anlehenden starken Stadtmauer des Neuen Marktes, wie die 1235 als eine der ersten zu deutschem Recht ausgesetzten schlesischen Städte im Gegensatz zu dem mit dem Marktrecht früher ausgestatteten Zobten genannt wurde.

Der Vorteil der Lage des Neuen Marktes an der Verbindungsstraße der beiden benachbarten Fürstentumsresidenzen erlitt eine Beschränkung durch deren spürbares Übergewicht. Sie kommt in der Vernachlässigung, ja Einstellung der Wehrbautätigkeit nach dem im 14. Jahrhundert großzügig unternommenen Anlauf zum Ausdruck. Die Städte Kanth und Zobten, die bei der jüngsten Neuregelung aus dem Neumarkter Kreis in den Breslauer einverleibt worden sind, haben an dieser schon am Ende des 15. Jahrhunderts absinkenden Entwicklung Anteil.

Die Zugehörigkeit zum Fürstentum Breslau bedeutet eine Beteiligung an dessen politischer Geschichte. Nach dem Abgang des Breslauer Piastenhauses und dem damit 1335 verbundenen Übergang seines Landes in das unmittelbare Verhältnis zur Krone Böhmens und des Deutschen Reiches wurden Gunst und Ungunst der Verhältnisse gemeinsam. Die Kriegsergebnisse, unter denen die Einfälle der Hussiten im 15. Jahrhundert, die drohende Türkengefahr im 16. und der Dreißigjährige Religionsstreit Hauptstadien und die Wehrbautechnik und Ausdehnung befördernde Momente sind, können als bekannt vorausgesetzt werden.

### Stadt Neumarkt

Die wehrbaugestaltenden Faktoren landesherrliches Interesse und Bürgermannhaftigkeit haben in sinnfälliger Weise der Stadtplanung und Gestaltung das Gepräge verliehen. Herzogsburg und Markttort stehen im 13. Jahrhundert im üblichen Nebeneinander. Ihr Zusammenschluß im beide umfassenden Beringe erfolgte, als durch die Erstellung eines der Burgmauer ebenbürtigen massiven Gürtels um die Stadt die Gewähr einer vermehrten Schlag- und Verteidigungskraft geboten wurde. Bis dahin, d. h. bis ins 14. Jahrhundert hinein, hatte die Bürgerschaft Gelegenheit, dem durch die Ausstrahlung seiner Rechtsverfassung erreichten Ansehen gemäß das Maß ihrer organisatorischen, kaufmännischen und fortifikatorischen Kraft zu bestimmen.

Der Mongolenanstorm war 1241 für eine Stadt vom Umfange Neumarkts unabwendbar. Wie sich ihr Geschick damals vollzogen hat, ist uns unbekannt.

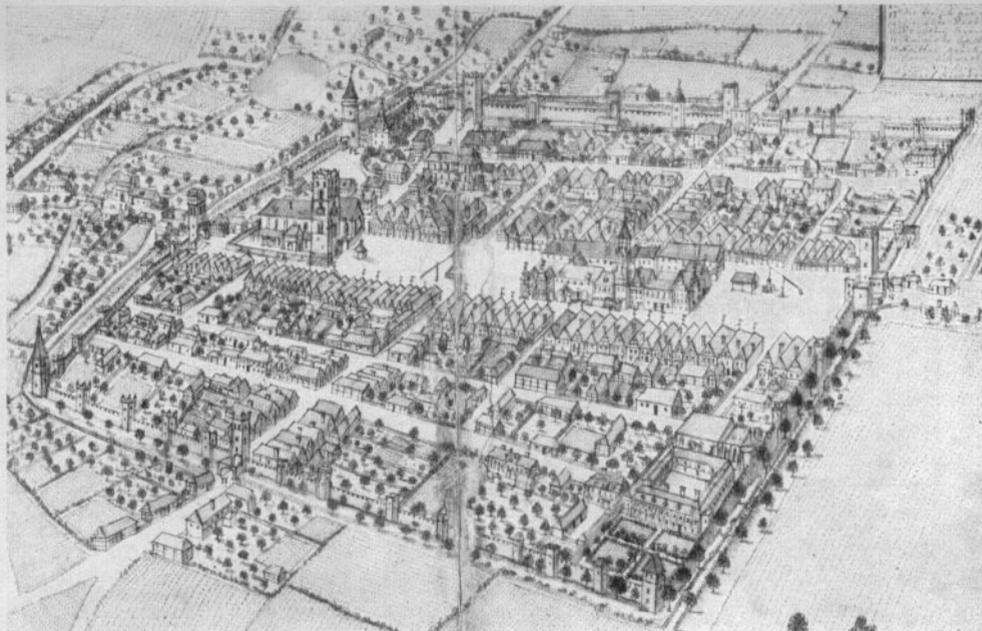


Abb. 34 Ansicht von Neumarkt um 1750 aus F. B. Werners Topographie II S. 406.

Die Schwere des Unglücks der Katastrophe offenbart sich darin, daß der alies vernichtende Schlag die Errichtung massiver Stadtmauern um mehr als ein Jahrhundert in die Ferne schob. Das Beispiel der Fürstentumshauptstadt wirkte anspornend. Als in Breslau bereits der zweite Mauergürtel um Kern und Stadterweiterung fertig dastand, wurde hier derselbe Gedanke allmählich zum Beschluß reif.

Die urkundlichen Quellen bezüglich des Stadtmauerbaues in Neumarkt fließen äußerst spärlich. Die erste authentische Nachricht darüber hat Franz Zmarzly in einem Aufsatz des Jahrweisers (Heimatkalenders) für den Kreis Neumarkt 1935 veröffentlicht. Der Ausfall an dokumentarischen Überlieferungen wird durch die sichtbaren Zeugnisse der erhaltenen Stadtmauerteile wettgemacht. Bei deren Untersuchung stand mir Bausekretär Martin Benedikt sehr interessiert zur Seite. Die zur Ergänzung der Mauerlücken, insbesondere an den Stellen der abgebrochenen Tore herangezogenen älteren Ortspläne der Stadtverwaltung und des Staatsarchivs sowie eine photographische Aufnahme des zuletzt abgetragenen Thomastores im Neumarkter Heimatmuseum wurden durch Aktenstücke der Breslauer Archive bezüglich der Stadtmauer und der Burg (Rep. 132 a Zg. 57/34 Nr. 90 und Stadt- und Landgüterakten I d und III b) vervollständigt.

### Die Stadtmauer

Als Datum des Baubeginns hat Franz Zmarzly das Jahr 1341 nachgewiesen, in welchem König Johann von Böhmen den Judenzins auf 10 Jahre zur Er-

1341

bauung der Stadtmauer unter dem 16. 10. bestimmt. In welchem Tempo darauf an der Mauer gebaut wurde, ist zunächst unbekannt. Wir können von vornherein annehmen, daß es der Gewohnheit des Mittelalters entsprechend ein sehr langsames war. Fraglich ist auch sehr, ob die königliche Hilfe ausreichend genug war.

Hinsichtlich der Ausführung ihres Gesamtumfanges, wie er in scheinbarer Einheitlichkeit in der heut sichtbaren Linienführung uns entgegentritt, ist zu der vorauszusetzenden Gemächlichkeit noch ein zweites verzögerndes Moment hinzugekommen, das teils dem Verhältnis zur Burg, teils der im Westen und Süden während des Mauerbauverlaufes vorgenommenen Stadterweiterung entsprungen ist. Um zu dem Begriff der um 1380 etwa beschlossenen oder durchgeführten Vergrößerung des Stadtumfanges zu gelangen, ist ein prüfender Blick auf den Stadtplan notwendig.

Die bebaute Fläche ist ein Rechteck, das gegenüber dem üblichen Kolonisationsstadtschema keinen zentralen ebenso umrissenen Marktplatz, sondern eine dem Planungsbild des Angerdorfes entsprechende, stadtmäßig erweiterte Grundrißbildung mit angeschlossener Schachbretteinteilung aufweist. Auf der Nordseite sind es zwei Reihen, auf der Südseite drei. An der Nordwestecke, außerhalb des ältesten Stadtbezirks, dehnt sich das herzogliche Burgegebiet aus. Ein starker, bei der Pfarrkirche noch stehender Quaderturm scheidet das städtische gegen das herzogliche Gebiet. Das sind zunächst die wichtigsten Beobachtungen auf dem Wege zu einer Rekonstruktion der ursprünglichen Stadtgrenze und der sie begleitenden Wall- und Pallsadenwand.

Zwei Bauten von größter Bedeutung für die Stadtplanung sind es, die etwa parallel der Erstellung der Stadtmauer vollbracht oder begonnen werden: Der entzückend schlanke und hochragende Chor der umzubauenden Pfarrkirche und das Kloster mit ebenfalls weiträumigem Gotteshaus. Die Wahl des Bauplatzes für die jetzige Pfarrkirche muß wohl mit einem Entgegenkommen des Burgherren zusammenhängen, der überflüssiges Gelände seines Bezirkes dafür zur Verfügung stellte und vielleicht noch den Baumeister sandte. So erklärt sich die auffallende Lage der Kirche zwischen Stadtgemeinde und Burg, an letztere angelehnt. Daß sie aber außerhalb der ersten Stadtgrenze liegt, wird durch die Stellung des ihr stets zugerechneten Turmes erwiesen. Dieser ist eben darum nicht ein der gotischen Kirchbauweise widersprechend gestalteter und unorganisch eingefügter Kirchturm, sondern ein Baukörper, der aus einem ganz anderen Grunde Platz und Dasein an der Liegnitzerstraße erhalten hat. Er ist der erste Torturm der anfänglichen Stadtbefestigung im Westen an dieser Ausfallstraße. Da die Tore meist oder vielleicht immer als am meisten gefährdete Punkte am ehesten, auch innerhalb der Pallsadenwand massiv erbaut wurden, so braucht die anfängliche Holzbefestigung auf der Westseite durch die Stadtmauer noch garnicht ausgewechselt gewesen sein, als der Beschluß der vorzunehmenden Stadterweiterung gefaßt wurde.

Wir haben es also hier aller Berechnung nach mit dem Liegnitzer Torturm I zu tun. Die Grenze der Stadt und der Grundstücke verläuft nordwärts von ihm in einem kleinen Abstände d. h. in der üblichen Wallgassenbreite von der

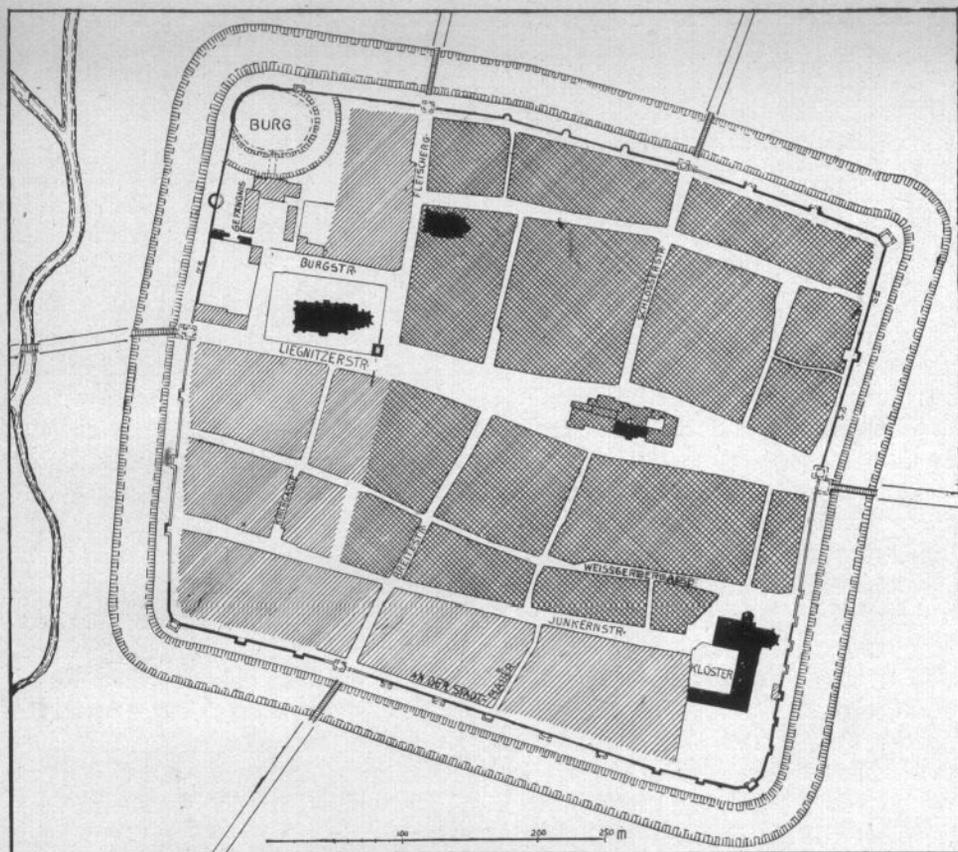


Abb. 35 Plan von Neumarkt mit der Stadtmauer. Ihre schwarz ausgefüllten Abschnitte stehen noch, die nicht ausgefüllten standen noch 1897, die punktiert gezeichneten sind rekonstruiert.

vorangehenden wieder beseitigten Befestigungswand, was übrigens auch ein Beweis für die von ihm behauptete Geltung ist. Südlich von diesem einstigen Torturme ist die Fortsetzung der ersten westlichen Wallgasse (Fleischergasse, jetzt Bahnhofstraße) innerhalb der Grundstücksgrenzen und vielleicht in einer im Zuge der Bahnhofstraße im Abstand von der Kirchgasse führenden kleinen Straße des ehemaligen Blockes in der ursprünglichen Südwestecke zu sehen, die noch in einem (augenblicklich verschollenen) Plan von 1749 eingezeichnet war. Angefügt wurde der Stadt auf der Südseite der gesamte Streifen mit dem Kloster. In dieser letzteren Zone liegt der nördliche Abschnitt der heutigen Straße „An der Stadtmauer“ nicht als direkte Fortsetzung der Malzgasse und beweist so in diesem Abschnitt die spätere Entstehung bzw. nachträgliche Einordnung in das Wegesystem der Stadt. Die Anzahl der Tore ist vielleicht zunächst auf die beiden der Längs- und Hauptachse beschränkt gewesen. Die Breite- und die Herren-(jetzt Stern-)straße liegen nicht in derselben Richtung, letztere besitzt auch kein Tor. Demnach könnte das Thomastor im Süden als viertes dazugekommen sein, als das Fleischertor zugleich mit der in die Stadt-

erweiterung übernommenen gleichnamigen Straße bereits zum Bestande der massiv umschlossenen Nordhälfte gehörte. Die stark aus der zentralen Nord-Südachse nach Westen verschobene Stellung des Fleischertores mit der dazugehörenden, einst außerhalb der Stadtgrenze vor dem Liegnitzer Tor I abzweigende Ausfallstraße kann gleichfalls als Argument für die zur Zeit des Stadtmauerbaues vorgenommene Erweiterung nach jener Richtung angesehen werden. Ein weiteres Zeugnis liegt in dem Auftreten abweichend, d. h. zylindrisch geformter Mauertürme im benachbarten dazugehörenden Nordabschnitt der Stadtmauer.

Für die Feststellung des ungestörten Verlaufes, des Beginnes im Osten und der auf zwei oder wahrscheinlich noch mehr Jahrzehnte sich erstreckenden Zeitdauer des Mauerbaues ist das Vorhandensein eines ziemlich einheitlichen Ziegelformates von  $26\frac{2}{7} : 12\frac{2}{3}$  Zentim. in Länge und Breite von Bedeutung. Die Ziegelstärke, welche durchschnittlich 8 bis 9 Zentim. beträgt, erreicht auf der Ostseite das Maß von meist 10 Zentimetern, so daß der Anfang der Massivausführung auf der von vornherein als ältester Abschnitt anzusehenden Ostseite so genauer festgestellt ist. Der regelmäßige Wechselverband unter Verwendung von Bindern mit gesinterten Köpfen ruht auf einem Fundament aus Feldsteinen. Die Stärke der Mauer unmittelbar darüber ist, ähnlich wie in Breslau bei der zweiten Umgürtung, 1,04 Meter. Durch einen Rücksprung um einen halben Ziegelstein in einer Höhe von 2,10 Metern wird der Oberteil auf 0,90 Meter reduziert. Es bedeutet das eine Ersparnismaßnahme, oder der so erzielte Absatz wurde als Auflegefläche für die Konstruktion des gezimmerten Wehrganges benutzt, was nicht ohne weiteres zu entscheiden ist, da die Oberwand auf manchen Stellen bis auf diesen Absatz und meist in einer Höhe von drei bis vier Metern abgetragen ist. Die Zinnen- oder Schießschartenbrüstung fehlt überall vollständig. Als Gesamthöhe der Mauer wird von den Chronisten Heyne und Kindler eine solche von 15 Fuß, d. h. rund  $4\frac{3}{4}$  Metern angegeben. Da diese Angabe aus fortgeschrittener Zeit stammt, ist anzunehmen, daß die schwächere, etwa 0,50 Meter starke Zinnen- oder Schießschartenbrüstung zu ihrer Zeit bereits fehlte und daß mit einer Gesamthöhe von rund sieben Metern zu rechnen ist. Sie wird aus einer präziseren urkundlichen Angabe aus dem Jahre 1802 bestätigt, welche zwölf Ellen = 6,84 Meter als Höhe neben dem Burgturm überliefert.

Die Durchsetzung der Mauer in den Abständen von 15 bis 20 Metern, an der Südostecke bis zu 45 Metern zwischen Schlosser- und Bahnhofstraße, mit **Halbtürmen**, die der Seitenbestreichung wie der Versteifung der verhältnismäßig schwachen und hohen Mauer dienen, gehörte zu ihrer ursprünglichen Gestaltung. Sie stehen sämtlich mit der Mauer im Verband, sind also zugleich mit ihr aufgeführt worden. Die Formen der Halbtürme sind durchgehends Quader auf Rechteckgrundriß, nur im Nordwestabschnitt zwischen Schlosser- und Bahnhofstraße sind drei Halbzyinderschalen vorhanden, auf F. B. Werners Ansicht noch eine solche unmittelbar östlich des Neuen Tores in der Schlossergasse und dort außerdem eine auf halbem Achteckgrundriß östlich des Thomastores. Die drei oder vier Halbzyindertürme weisen bereits ins 15. Jahrhundert und bezeugen, daß die Mauer in diesem Abschnitte entweder am spätesten aufgeführt oder nach einem Einsturz neu errichtet wurde.



Abb. 36 Glockenturm der kath. Pfarrkirche in Neumarkt, als Liegnitzer Torturm I in Anspruch genommen. Aufnahme der Stadtverwaltung.

Die Abmessungen der quaderförmigen Schalen bewegen sich zwischen 2 und 4 Metern für die Tiefe und zwischen 3 und 8 Metern für die Breite, außen gemessen. Für die inneren Maße ist stets die Wandstärke von rund einem Meter abzuziehen. Die Halbzylinderschalen haben einen lichten Durchmesser von 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Metern. Die Höhe der Halbtürme übertraf um etwa zwei Meter die der Mauer, so daß durch ihre Schießscharten, die an den Rändern der drei Seiten saßen, Eindringende auf dem Wehgang in der Flanke gefaßt werden konnten. In den Halbzylinderschalen sind am Fuße nachträglich im 15. oder 16. Jahrhundert ausgestemmte Schießscharten für die flache Bestreichung vorhanden. Die Breite der Schartennischen ist 0,70, die Höhe 0,66 Meter. Die Schartenengen sind schmale Schlitzte. Die Gesamtzahl der Schalen ist auf etwa 30 zu veranschlagen.

Wenige ganze **Mauertürme** waren in den Kranz der Schalen eingereiht. Vor allem an den drei freien Ecken im Nord- und Südosten und Südwesten. Dafür ist mit gutem Recht F. B. Werners Bild maßgebend. Vorhanden ist nur noch die äußere Hälfte des Eckturmes an der Schräge des Südostwinkels hinter dem Kloster, der innere sowie der oberste Teil sind abgetragen worden. Seine äußere Breite ist fünf Meter, seine Vorkragung 2,80 Meter. Auf der Innenseite wird seine Grundfläche zum Quadrat zu ergänzen sein. Seine bauliche Unterhaltung lag der Kürschnerinnung ob, wie die Pflege der beiden anderen den Tuchmachern und Tischlern übertragen war. Der erstere im Südwesten hatte zu Werners Zeiten noch sein Zeltdach. Andere volle Mauertürme sind nicht erkennbar. Der an der zum Neuen Tor erhobenen Pforte in der Schlossergasse stehende Mauerturm scheint ein von vornherein oder nachträglich geschlossener vierseitiger gewesen zu sein, da er auf dem Stadtplan von 1897 noch mit seiner inneren Hälfte auftritt. Die Straßenerweiterung hat auch diesen nicht mehr kontrollierbaren Turmteil die Existenz gekostet.

Die stadtverkündenden stolzen **Tortürme** sind leider, wie in Breslau, sämtlich bis auf den Liegnitzer Torturm I einer falschen Planungsmethode zum Opfer gefallen. Dem unkomplizierten Charakter der Stadtbefestigungen entsprechend sind die Toranlagen jederzeit einfach geblieben. Für ihre Ausbildung geben uns der brave F. B. Werner mit seiner Stadtansicht und die ältesten Stadtpläne Aufschluß. Von dem erst um 1870 abgebrochenen Thomastor existiert bereits eine photographische Aufnahme.

Die erste Frage bezüglich der Gestaltung der Toranlagen lautet: Standen die Tortürme mit Durchfahrten in der Straße wie in Breslau (Abb. 8) oder hatten sie ihren Platz neben den eigentlichen Toren, die als überwölbte Mauerdurchbrechungen den Verkehr vermittelten? Die Antwort ist nach Werners Zeichnungen nicht absolut zuverlässig zu geben, zumal die Stadtpläne mit ihren vielleicht schematischen Tormarkierungen, die wie einfache Turmdurchfahrten aussehen, abweichende Aussagen machen.

Das Liegnitzer Tor II, das den Kretschmern und Schlossern anvertraut war, zeigt bei F. B. Werner auf der Innenseite eine Durchfahrt im Turm und nördlich anstoßend eine zweite breite Bogenöffnung in einem Mauerabschnitt. Auf der Außenseite ist dem Tor ein rechteckiger Zwinger vorgebaut, der nicht vor dem Turm, sondern vor dem seitlichen Portal steht.

Das von den Schuhmachern betreute Breslauer Tor ist von Werner nicht so klar und sorgfältig gezeichnet. Südlich und östlich des Turmes stehen hier drei quaderförmige zweigeschossige Anbauten, von denen uns nur der äußere östliche mit dem Torbogen interessiert. Leider ist er in seiner Stellung halb vor dem Turm, halb seitlich von ihm gezeichnet. Die Auskunft ist zunächst zweideutig. Da hier aber ein besonderes Torhaus vorhanden ist, so kann mit einer gewissen Zuverlässigkeit geschlossen werden, daß die Durchfahrt abseits in der Stadtmauer und nicht im Tore lag, ähnlich wie in Namslau (Abb. 44).

Das Ergebnis der kleinen Untersuchung ist, daß wir es aller Wahrscheinlichkeit in beiden Fällen mit Toranlagen zu tun haben, wo die Durchfahrt zunächst durch den Turm führte. Als diese für die hochbepackten Fracht- und Ernte-

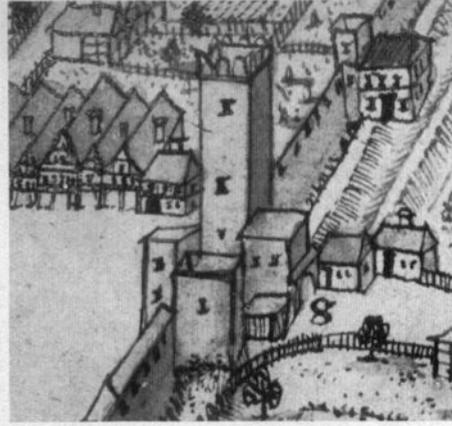


Abb. 37 Links Liegnitzer Torturm II und rechts Breslauer Tor in Neumarkt. Ausschnitte aus F. B. Werners Stadtansicht.

wagen zu eng und niedrig wurde, mußten breitere Durchlässe in der Stadtmauer gebrochen werden, und die Tortürme erhielten die Rolle von Flankierungstürmen, die inzwischen bis auf etwa fünf Stockwerke erhöht worden waren. Ihre Dächer hatten alle Tortürme zu Werners Zeit bereits eingebüßt und waren dadurch dem Verfall ausgesetzt.

Fleischer- und Thomas- oder Schweidnitzertorturm, von den Fleischern und Schneidern behütet, haben von F. B. Werner Durchfahrten erhalten. Daß dies beim zweiten nicht richtig ist, beweist dessen photographische Aufnahme im Neumarkter Heimatmuseum, die das Nebeneinander von Turm und Durchfahrt überliefert hat.

Das sogenannte Neue Tor im Zuge der Schlosserstraße, der Schützling der Bäcker, und erst 1536 durch Erbreiterung einer Durchgangspforte entstanden, war ein zweigeschossiger Quader, dessen Flankenschutz dem nebenstehenden Mauerturm zugefallen war.

Der einzige erhaltene Torhüter, der vor der Stadterweiterung im Westen erbaute Liegnitzer Torturm I, seit seiner Außerdienststellung Glockenturm der katholischen Pfarrkirche und als solcher in seiner einstigen Funktion bisher unerkannt, liefert mit seinen Abmessungen der Grundfläche 9 : 9 Metern die ungefähre Größenangabe für die verlorenen Haupttortürme. Sein Ziegelformat mit 26 : 12 : 9 Zentim. ist das seiner Erbauung um 1350 entsprechend frühe. Seine erste Höhe dürfte vier Geschosse, d. h. den Abschnitt bis zum untersten Gurtgesims nicht überstiegen haben. Die Wehrplatte darüber ist der Aufstockung gewichen, die in einer oder zwei Bauperioden den Turm zu seiner jetzigen Höhe von 32 Metern emporführte, ungerechnet das spitze Dach, das er 1598 einbüßte. Die in der Folge aufgesetzten 1,30 Meter breiten Halbkreis-zinnen auf Rechteckuntersätzen sind Zierzinnen, die als Abschluß eines nun flachen Daches gewählt wurden.

Erweiterungen der Toranlagen, die über den üblichen Anbau von Zwingerhöfen auf den Außenseiten hinausgehen, sind auch nicht zu erwarten, da die

nächste Voraussetzung dazu, die Errichtung eines äußeren Mauerschutzes durch Vorlegung eines hohen Ringwalles nicht gegeben ist. Der Breslauer Turm hat ein kleines zweigeschossiges Torhaus, das, wie gesagt, auch daneben vor der Durchfahrt gestanden haben kann. Einrichtungen für Zugbrücken sind auf den Torbildern nicht mehr sichtbar, jene waren schon beseitigt und durch Dämme ersetzt.

Über eine andere Art von Torverstärkungen südlich des Liegnitzer- und westlich des Thomastores an Mauerteilen, die vollständig dem Abbruch verfallen sind, werden wir durch ein Gutachten des preußischen Landeskonservators von Quast vom 5. 8. 1867 unterrichtet und erfahren bei dieser Gelegenheit einige bemerkenswerte Einzelheiten über Mauer und Tore. Seine Äußerung wurde durch den Wunsch des Neumarkter Magistrates veranlaßt, welcher die Stadtmauer ganz zu beseitigen trachtete. Von Quast schreibt: „Wie aus dem Gutachten des Reg. und Baurats Brennhausen hervorgeht, sollen die alten Tore erweitert werden. Wenn die Bögen auch bereits mit den höheren Turnteilen gestört sind, so zeigen die Seitenwände doch noch zum Teil die ursprünglichen Seitenwände mit den Rinnen, worin die Fallgatter herabließen und einen Teil der alten Zwingermauern vor dem Tor. Namentlich ist letzteres bei dem Fleischertor der Fall. Da die Weite hier gegenwärtig noch 18 bis 20 Fuß beträgt, die Passage vor dem Tor aber auf eine ziemlich lange Strecke hin auch nicht breiter ist, so würde die Erweiterung an dieser Stelle überhaupt nichts nützen, bis auch jener Übelstand beseitigt wäre. Ich kann daher nur wünschen, daß man bei diesem wie den anderen Toren, wo ähnliche Verhältnisse vorhanden sind, namentlich dem Breslauer, das alte Mauerwerk der Tore nach Möglichkeit schont.

Auch der die Gefangenenanstalt an der Westseite begleitende Teil der Mauer bis zum Liegnitzer Tore hin soll erhalten bleiben. Nicht minder der nördliche Teil der Ostseite. Dagegen soll südlich vom Liegnitzer Tore der Abbruch erfolgen. Ich habe das Mauerwerk hier keineswegs so schlecht gefunden, wie es wohl aus der Darstellung hervorgeht . . . Namentlich wären die interessanten Mauerteile wie die Blenden neben dem Ende der Junkernstraße und nördlich davon die Basis einer der Mauer aufgesetzten Turmerhöhung möglichst zu schonen, da diese Anlagen immer ein architektonisch-archäologisches Interesse und ein seltenes Beispiel der Befestigungskunst des Mittelalters darbieten. Ähnlich verhält es sich mit der südlichen Mauer, wo namentlich westlich des Thomastores ganz ähnliche Verhältnisse obwalten. Hier zeigt ein ähnlicher Maueraufsatz noch bessere Erhaltung und wäre dieser jedenfalls zu konservieren . . .“

Zwei kleine Randskizzen des Schreibers lassen, besonders die erste, leider an Genauigkeit und Klarheit vermissen. Deutlicher ist die zweite mit dem „Maueraufsatz“, der ebenfalls als „Basis einer der Mauer aufgesetzten Turmerhöhung“ von Quast angesehen wurde. Konstruktiv kann bei einer ein Meter starken Mauer nicht die Rede von einem aufgesetzten Turme sein, höchstens von einem sogenannten Scharwachttürmchen. Es macht aber die in drei Bögen vorkragende Aufmauerung den Eindruck eines Gußerkers, der vom Wehrgang aus bedient wurde. Jedenfalls ist hochinteressant festzustellen, daß der zu „konservierende“ Teil der Mauer alsbald abgerissen wurde.



Abb. 38 Teil der Stadtmauer mit Halbzylinderschale auf der Nordseite von Neumarkt. Aufnahme der Stadtverwaltung.

In einem Abstände von durchschnittlich 10 Metern fällt der erste Grabenrand ab. Die Ortschronisten Heyne und Kindler setzen auf alle Seiten je zwei Gräben, von denen ein äußerer nach sorgfältiger Untersuchung nicht erkennbar ist. Die erhebliche Gesamtbreite von etwa 30 Metern dieses einfachen Wassergürtels konnte ein vortrefflicher Schutz noch im 16. Jahrhundert sein, wenn die zur Speisung herangezogenen Bäche im Osten und Westen imstande waren, ihn dauernd unter Wasser zu halten. Der breite Promenadengürtel, der heut z. T. an Stelle älterer aufgehobener Friedhöfe die Ost- und Nordseite umzieht und in absehbarer Zeit auch auf den anderen Fronten umgeben wird, markiert in augenfälliger Weise die Tiefe des Wasserrumfangs, der durch Teiche und Sümpfe im Norden vergrößert wurde.

## Die Burg,

von welcher jetzt sozusagen nichts mehr vorhanden ist, gehört planungsgemäß erst seit der Stadterweiterung des endenden 14. Jahrhunderts zum engeren Gebiete der Gemeinde Neumarkt. Bis dahin hatte sie außerhalb der Stadtbefestigung gestanden mit elliptischem Feldsteinbering von etwa 55 Metern Ost-West-Durchmesser. Die einstige Linienführung von Mauer und Graben, soweit sie nicht erhalten sind, ist noch gut erkennbar. Der Mauergürtel hatte die Stärke von 2,20 Metern wie in Namslau. Das Vorgelände der Burg außer-

halb des Grabens dehnte sich nach Abzug des zur Kirchenerrichtung abgegebenen Bauplatzes im Süden bis fast an die Liegnitzer- und im Osten bis an die neuerstandene Fleischerstraße aus.

Über die Besitzer der Burg nach dem Aussterben der Piasten und dem 1335 vollzogenen Übergang des Herzogtums in das Eigentum der Krone Böhmens bzw. des Deutschen Reiches werden wir durch die Ortschronisten genau unterrichtet. Die Pfandbesitzer, unter denen auch Breslauer Patrizier auftauchen und von welchen Peter Sack 1534 eine Stube und Kammer auf die Burgmauer aufsetzte (Kindler S. 116), wechselten dauernd, bis die Stadt Breslau, die schon im 15. Jahrhundert den Versuch zu ihrer Erwerbung gemacht hatte, 1614 das erkaufte Burglehen in Verwaltung übernahm und bis ins 19. Jahrhundert behielt.

Das Aussehen der mittelalterlichen Burg ist uns unbekannt. In der Mitte des 18. Jahrhunderts waren ihre Gebäude bereits abgebrochen und verschwunden, weshalb F. B. Werner nichts mehr vorfand und in seine Stadtansicht aufnehmen konnte. Die Ecke ist leer. Die Keller sollen unter dem deckenden Rasen des Amtsgerichtsgartens vorhanden sein. Die an die Burgmauer angelehnten Gebäude waren von Fachwerk und darum in ihrer Lebensdauer beschränkt. Wir besitzen aber aus dem Jahre 1598 ein Urbar, d. h. eine Beschreibung in mehreren Abschriften des Breslauer Stadtarchivs, das auch in den Chroniken von Heyne und Kindler abgedruckt ist und uns eine ungefähre Vorstellung von dem damals aufgenommenen Gebäudebestand der engeren Burg gibt: „Das alte Haus, so an der Burgmauer liegt, ist zwei Gaden [Stockwerke] hoch, von Holz, im Hof und auf der Burgmauer geleet. Darinnen in dem untersten Stock eine alte Hofstube mit zwei Erkern, der eine in der Burgmauer, darinnen ein Tisch stehen kann, und der andere im Hofe, verschlagen [abgeschlossen, weil baufällig und wiederherstellungsbedürftig], darinnen die Schreyberei gehalten wird. In dieser Stuben ist auch eine Türe, daraus man in die große Kammer, daran ein klein gewölbt Stüblein ist, des neuen gebauten Stockes kommen kann. Darneben eine steinerne gewölbte ziemlich große Kuchel, darin ein Erker und ein Küchengewölbe und ein Keller drunter, darein man aus der Küche kommen kann. Über der Hofstube und Küche im andern [zweiten] Gaden drei Kammern, darinnen zwölf Betten stehen können, und sind alle Kammern im ganzen Burglehen mit Sekreten [Aborten] wohl versehen. Neben der Küche im Hof auf der andern Seite ein groß steinern eingedeckt Gewölbe und darüber nichts gebaut ist, sondern nur mit Brettern verschlagen.“

Der Sachverhalt ist hier bis auf die Erkerverteilung klar. Wenn einmal die verschütteten Keller wieder freigelegt werden, kann der Grund- und Aufbau rekonstruiert werden. Zu Hilfe kommen dann die Öffnungen, welche in die alte Steinmauer des Beringes, allerdings zumeist erst im 16. und 17. Jahrhundert gebrochen worden sind.

Das zweite Inventarhauptstück ist der Turm, der aber — vielleicht als Ersatz für einen älteren — in einiger Entfernung von der Burg jenseits des Grabens auf dem Vorgelände, halb vor die Stadtmauer vorgeschoben, bis zu seinem Abbruch im Jahre 1803 stand. Im Urbarium von 1598 wird er als „neuer

steinerner, aufs neue eingerichteter hoher Turm“ bezeichnet, und das mag seine Richtigkeit haben. Neu war er, weil er offenbar erst im 16. Jahrhundert erbaut oder höher geführt worden war. Er wird als viergeschossiger Zylinder mit Wehrgang geschildert, wie ihn auch F. B. Werner gezeichnet hat. Genaueres über seine unteren Abmessungen erfahren wir aus den Verhandlungen wegen seines Abbruchs zwischen den Magistraten Neumarkt und Breslau und der Kriegs- und Domänenkammer (Breslauer Stadtarchiv, Stadt-Landgüter III g). Der untere Durchmesser wird mit 17 Ellen und die lichte Weite mit neun Ellen sechs Zoll, d. h. 9,70 und 5,40 Meter angegeben. Für die Wandstärke verbleiben 2,13 Meter im Erdgeschoß, im Keller ist eine Elle dazuzulegen. Von höchstem Interesse ist hier die bereits angezogene Angabe der Höhe der anfallenden Stadtmauer. Der Sockel des Turmes ist aber 1803 wohl geschont worden, zum mindesten seine äußere Hälfte. Diese steht wie eine Bastei und im 19. Jahrhundert zu einem Wohnhäusel aufgestockt im Grundstück Gartenstraße 2, an der äußeren Westwand des Gerichtsgefängnishofes. Die jetzige Kellergeschoßmauer ist allerdings nur 1,60 Meter stark und verputzt, so daß das Alter dieser Wand nicht bestimmt werden kann.

Der dritte Hauptteil, das in der Gegend des Turmes etwa auf der Stelle des heutigen Gefängnisses auch im 16. Jahrhundert erbaute Neuschloß, ein dreigeschossiges Haus auf Rechteckgrundriß mit Satteldach und reich gegliederten Giebeln interessiert uns hier als Wohnhaus minder. Es war so baufällig geworden, daß der Oberteil im Winter 1769 und das Erdgeschoß 1772 abgebrochen wurden. Auch die südliche Grenzmauer nördlich der katholischen Schule wurde 1772 beseitigt. Ihr Standort ist in meiner Grundrißentwicklung eingetragen.

## **Landkreis Neumarkt**

Die jüngste Verschiebung der Kreisgrenze hat auch hier keine erhebliche Abänderung des Wehrcharakters zur Folge gehabt, da das Befestigungsniveau der abgetretenen Stadt Kanth nur den Verlust einer wehrkirchhofsmauermäßigen Verteidigungsanlage bedeutet und die ebenfalls verlorene Stadt Zobten über gar keinen Verteidigungsgürtel verfügt. Das Gleichgewicht gegen den Breslauer Kreis wird nach Abgabe der Burg Lissa an den Bezirk der Provinzhauptstadt durch Aufweisung des verbliebenen, vorzüglich erhaltenen Wasserschlosses Wohnwitz zum guten Teil gewahrt. Der Zustand der übrigen Schlösser entspricht demjenigen des Breslauer Kreises. Mehr als Wassergräben oder Teile davon sind von dem gesamten Aufwand an mittel- und nachmittelalterlichen Schutzanlagen nicht geblieben. Die Planierung der Wälle und Gräben hat im 18. bis 20. Jahrhundert Gartenanlagen Raum gegeben, die festen Häuser und Ringmauern sind neuzeitlichen Wohnbauten gewichen.

## **Schloß Wohnwitz**

Alwin Schultz, der das später von Hans Lutsch als „ältestes von den bewohnten Schlössern in Preuß. Schlesien“ bezeichnete Gebäude erstmalig geschichtlich unter Beifügung skizzierter Aufnahmen, auch des Grundrisses, in seinem Büchlein „Schlesische Kunstdenkmale“ gewürdigt hat, nennt es weniger

eine Burg denn ein Wohnschloß. Das ist richtig. Obwohl es einzigartig in seltener Unangetastetheit mit seinem Mauerwerk unmittelbar in dem von einem zur Oder rinnenden Bächlein gespeisten inneren, etwa 13 Meter breiten Graben steht, hat es seinen anfänglichen Wehrcharakter infolge der radikalen Um- und Neubautätigkeit im 16. Jahrhundert bis auf bescheidene Reste eingebüßt. Der äußere Graben, rund 17 Meter vom ersten entfernt und so breit wie jener, ist bis auf den Nordabschnitt eingeebnet, die ehemaligen Holzbrücken mit Zugklappe sind nach 1860 durch gemauerte Bogenbrücken ersetzt worden. Die Fassadenfenster sind gemäß der Wohnkultur des 16. Jahrhunderts zu großen Öffnungen geworden, welche feindlichen Geschossen den Weg ins Innere nicht verwehren. An die Burgepoche erinnern nur noch das feste Gemäuer aus Feldsteinfundamenten und derbe Ziegelmauern aus gut gebrannten Steinen, eine 3½ Meter hohe Eintiefung um das einzige Eingangsportal zur Aufnahme der Zugbrückenklappe und ein schlankes, außen drei Meter breites und einen Meter tiefes, die Steildächer überragendes Türmchen fast an der Ecke der Nordseite, dessen Widerstandskraft freilich durch die Verlegung der Hälfte seiner Sohle auf drei vorkragende zu dreien gekuppelte Granitbalken stark geschwächt ist. Schlitzartige Fenster und eine Öffnung oben neben dem Staffelfiel, die wie eine Schlüsselscharte aussieht, können als wehrmäßige Ausstattungsstücke des 15. Jahrhunderts angesehen werden. Dagegen sind die zahlreichen Ausbauten keine Guß-, sondern Aborterker.

Das Schloß ist schon seit 1351 urkundlich bekannt. Dadurch, daß es vom 15. Jahrhundert an in Breslauer Patrizierhände, vor allem des Nikolaus Schebitz, des aus Gent stammenden Jakob Boner und des Andreas Hertwig gelangte, blieb für die rauhe Burgatmosphäre kein Platz mehr. Die Inschriften und Wappen der neuen Bauherren, von denen das der Hertwig über und die der Boner und Huber zu beiden Seiten des Portals von den Breslauer Bildhauern K... J... und Andreas Walther stammen, verkünden den neuen Geist, der mit ihnen eingezogen ist.

Aus dem fast quadratischen, etwa 20 Meter in den Seiten fassenden ehemaligen Burgbering sind damals neue, kaum einen Meter starke Außenwände von vier Schloßflügeln geworden, die mit drei und zwei Geschossen den kleinen Hof umziehen, dessen Ostseite eine dreiachsige Loggia auf jonisierenden Säulen ziert. Die Unterkellerung mit Halbzyliindertonnen gehört zum radikalen Umbau des 16. Jahrhundert. Eine korinthisierende Rund- und Wandsäulen des Obergeschosses gehören ebenfalls zu den reizvoll naiven Werken der Andreas Waltherschen Werkstatt in Breslau, deren renaissancemäßig eingestellter Begründer Andreas Walther I zu den von der Stadt besoldeten Büchsenmeistern in der Zeit um 1550 zählte. Vgl. darüber meine „Schlesische Renaissanceplastik“.

### **Wehrkirchhöfe**

Der Bestand an verteidigungsmäßig hergerichteten Friedhöfen kommt dem des Breslauer Kreises nahe. Dem vom Großstadtpuls entfernten und konservativeren Charakter gemäß haben die katholischen Gemeinden zu Zieserwitz, Borne, Kostenblut und Leuthen ihr kirchhölliches Wehrsystem im großen und ganzen in intakterem Zustand unserer Zeit überliefert. Am besten vielleicht

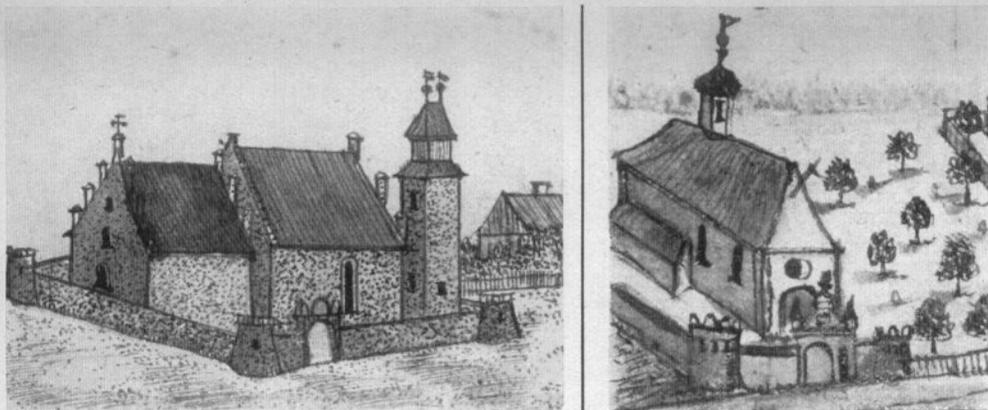


Abb. 39 Wehrfriedhöfe um 1750, links in Leuthen, rechts in Schwertern. Aus F. B. Werners Topographie II S. 385 und I S. 278.

**Zieserwitz**, dessen Begrenzung wie bei den anderen ein Rechteck von etwa 40 : 50 Metern bildet. Das Friedhofsniveau hat sich wie immer um fast einen Meter erhöht, so daß die Schießscharten mit dem unteren Rande nur noch 0,70 Meter über dem Erdboden stehen. Nach außen ragt die 0,75 Meter dicke Bruchsteinmauer noch immer rund  $3\frac{1}{2}$  Meter über das Straßenniveau, obwohl ihre Krone stark in Mitleidenschaft gezogen ist und an manchen Stellen bis einschließlich der Schießscharten fehlt. Die Schartennischen stehen recht dicht, in Abständen von drei Metern, ihre Breite auf der Innenseite ist 0,60, ihre Höhe 0,42 Meter. Längere Steine decken die Nischen.

In **Borne** liegen die Schießscharten weniger dicht, 8 bis 10 Meter von einander entfernt. Dafür besitzt die 0,65 Meter starke Feld- und Bruchsteinmauer den Vorzug, vier Eckbasteien in  $\frac{1}{4}$  Zylinderform mit einem inneren Durchmesser von drei Metern zu besitzen. Die Nischen sind hier dem Baustoff entsprechend klein, 0,30 breit und 0,40 Meter hoch. Die Schlitzlöcher sind gerade und 0,35 Meter hoch bei einer Breite von 0,16 Meter. Der mit Beschlagwerkornament und umrandenden Voluten gezierte Giebel des durch Flächenquaderung und hohes Gebälk gegliederten behäbigen Kirchhofportales ist erst nach 1600, etwa ein Jahrhundert später als die Mauer entstanden, die dem aufwandsvollen Charakter der Gesamtanlage entsprechend vom 17. Jahrhundert an mit Sgraffitoquadern bedeckt war.

Der bekanntere Friedhof in **Leuthen** zeichnet sich durch geräumigere Verhältnisse der Eckbasteien mit je  $4\frac{1}{2}$  Meter lichtem Durchmesser und 0,80, in den  $\frac{1}{4}$  Zylindern 0,90 Metern starken Wänden aus. Infolgedessen gibt es in den Rondellen je vier Schießscharten, die in den Längswänden (Kurtinen) je zehn Meter weit auseinander stehen und meist durch neuzeitliche Eingriffe verdorben sind. Die rohe Steinmauer war im 17. Jahrhundert verputzt und gequadrat worden.

In dem ehemaligen Städtchen **Kostenblut** liegt die Kirche mit elliptisch geführter, stark verfallener Bruchsteinumwehrung mitten auf dem sehr geräumigen Marktplatz, ausgezeichnet durch zwei zinnengekrönte Tore, deren martialischer Aufsatz jedoch modern ist.

# Kreis Namslau

Für dieses seit 1222 in Teilen vom deutschen Ritterorden besiedelte und in der folgenden Entwicklung in das Breslauer Fürstentum übergehende Gebiet liegt ausnahmsweise eine neuere Bearbeitung seiner Wehrbauten vor. Sie gehört zu dem 1939 veröffentlichten Bande Namslau der niederschlesischen Bau- und Kunstdenkmäler. Was darin an Behandlung dieses Stoffes geboten wird, erweist sich als stümperhafter Versuch, der stellenweise phantastische Formen annimmt, ohne den hier sehr einfachen Gegebenheiten in Zeichnung und Text Rechnung zu tragen.

## Stadt Namslau

Als chronikalisches Hilfsmittel dient die 1865 veröffentlichte Ortsgeschichte des Pastors W. Liebich, dessen Erörterung der städtischen Bauten in dem ältesten Abschnitt bis 1503 auf den Annalen des Namslauer Stadtschreibers Johannes Froben beruht. Urkundliches Material und ältere Karten bieten das Breslauer Staats- und Stadtarchiv. Die Erschließung der Orts- und Grundbuchakten zu Namslau steht noch aus.

Als wertvollen und eifrigen Helfer erwies sich in erster Linie Stadtbaumeister Matzke durch Auskünfte und Aufweisung von älteren, bisher noch nicht bekannten und benutzten Plänen der Stadt nebst Umgebung, insbesondere einer Aufnahme des Maurermeisters M. Frey von 1856 mit der damals noch ziemlich vollständig erhaltenen Stadtmauer. Diese Pläne bieten wertvolle, doch mit Vorsicht zu verwendende Ergänzungen zu den zwischen 1795 und 1810 gemachten Grundrissen des Namslauer Bauinspektors Schosky, von denen einige auch im Staatsarchiv liegen, und einer Aufnahme des Oberteichinspektors Neuwertz von 1774 im Breslauer Stadtarchiv. Stadtarchivar Dr. Krusche stellte mir eine Photographie des aus dem Wiener Heeresarchiv stammenden Festungsplanes des frühen 18. Jahrhunderts zur Verfügung, von dem ich jedoch das Original beschaffte. Manche freundliche Auskunft und Hilfe bei Ausmessungen leistete sehr interessiert Architekt Fritz Tarteyna.

Das Wesen der deutschen Kolonialstadt, als welche sich Namslau nach 1233, dem Jahre der ersten zuverlässigen urkundlichen Erwähnung in den schlesischen Raum eingliedert, schließt im ersten geschichtlichen Stadium die übliche Sicherung durch Graben, Wall und Pallisaden in sich. Ausgedehnte Teiche und Sümpfe in nächster und fernerer Umgebung verstärkten diesen Schutz, der über ein Jahrhundert genügen mußte, bis auf Geheiß Kaiser Karls IV. die Ersetzung der hölzernen Verteidigungswand durch eine starke Mauer in Angriff genommen wurde. Als erstes Baujahr ist 1350 bekannt. Der Kaiser selbst war bei ihrer Grundsteinlegung zugegen. Ein Beweis für die bereits erreichte Erstarkung der Gemeinde und für die Bedeutung dieses östlichen Vorpostens, die ihm als Glied in der Kette des Ostwalles seiner Zeit beigemessen wurde.

Die Führung der massiven Umgürtung war im allgemeinen von derjenigen der vorhandenen und abzulösenden Holzumwehrung abhängig. Der Neubau vollzog sich allmählich, in einer abschnittsweise durchgeführten Auswechslung. Der

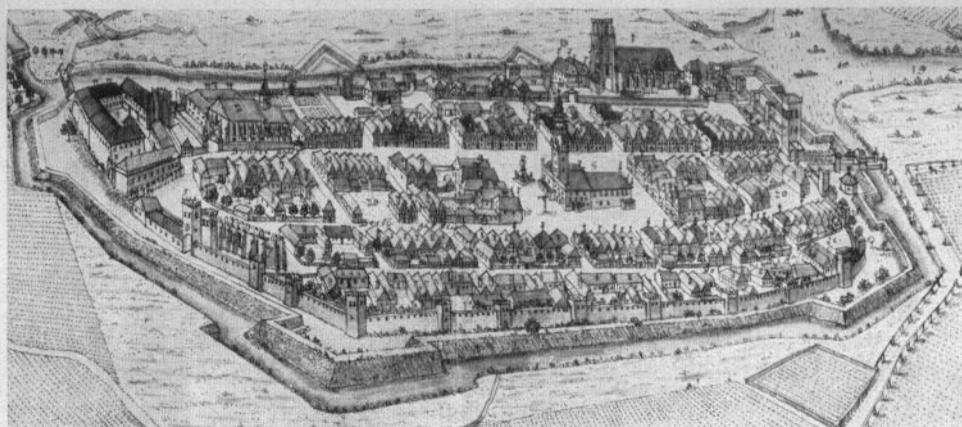


Abb. 40 Ansicht von Namslau um 1750 aus F. B. Werners Topographie II S. 428.

Graben behielt seine Geltung in vollem Umfange, der Wall aber verlor mit der Errichtung der unerschütterlichen Mauer seine Daseinsberechtigung und wurde innenwärts eingeebnet und zur Erhöhung des anstoßenden Terrains benutzt. Die Bewässerung des Grabens fiel dem an die Nordseite der Stadt in unmittelbare Nähe geführten Weidefluß zu. Verschiedene Anzeichen wie auch der schlechte Baugrund am ehemaligen Franziskanerkloster deuten darauf, daß die Weide von dem jetzigen Durchbruch durch die Stadtmauer an südwärts floß und in Schlingenform die Burg umkreiste. Ihre allmähliche Regelung, zum letzten Mal 1931 durch Geradelegung des Laufes nördlich des Schlosses vervollkommenet, gehört zu den nicht leicht zu verfolgenden Entwicklungsstadien der Stadtplanung und Verteidigungsanlage.

Das Rechteck, welches das Stadtgebiet im 13. und 14. Jahrhundert bildete, besitzt nicht die Regelmäßigkeit des Neumarkter Umfanges, da der Westabschnitt hier eine Verjüngung aufweist, die nach der um 1400 anzusetzenden Stadterweiterung, welche das zwischen der Burg und dem ersten Westtor liegende Dreieck mit Hospital und Klöstern einzuschließen und aufzunehmen hatte. Die Verlegung der Weide aus diesem neu gewonnenen Baugelände an die Nordseite des Schlosses wird durch die Außerdienststellung der Burgmühle „an dem Tamme bei der Brocke“ erwiesen.

Den erörterten Verschiebungen sind im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen der Höhenverhältnisse gefolgt, die bei allen Untersuchungen zu berücksichtigen sind. Jede Höhenlage eines bebauten Terrains wächst aufwärts. Als sinnfälligstes Beispiel will ich das Niveau der Umgebung der kathol. Pfarrkirche anführen. Ihr Sockelgesims steht auf der Südseite nur wenige Zentimeter über dem Terrain des Friedhofes, auf der Nordseite verschwindet es im Osten vollständig im Boden. Da sich dieser Sockel wie bei jeder Kirche ursprünglich etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter über dem Kirchhofsniveau befand, so ergibt sich hier eine Höhenverschiebung des Geländes um fast dasselbe Maß. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Umgebung der gesamten Stadt- und Zwingermauer, wo die Einebnung der Wälle verschieden durchgeführt wurde und an manchen Stellen erhebliche Rückstände gelassen hat.

## Erste Stadtmauer und Tore

Die Ausdehnung der mittelalterlichen Gemeinde wird auf drei Seiten durch die Führung der Stadtmauer verdeutlicht. Diese fehlt heute vollständig auf der Westseite. Ob sie dort jemals vorhanden war, müssen Spatenforschungen erbringen. Jedenfalls ist dort ihre oder der Pallisadenwand einstige Stellung, analog derjenigen der Ostseite, durch die notwendige Lage ihres einmal vorhandenen ersten Breslauer Tores an dem Schnittpunkt der beiden west-ostwärts sich ziehenden Hauptverkehrsstraßen der Stadt gekennzeichnet. In meiner Grundrißzeichnung der Stadt ist die Fixierung der Westgrenze gegen die zunächst abgesondert liegende Burg vorgenommen worden. Der nordwestliche Eckpunkt der Stadt befand sich bis zur Erweiterung dicht östlich des 1415 geschaffenen Mühlengrundstückes am heutigen Weidedurchbruch. Der von Frey östlich davon eingezeichnete Turm und das erste Weideknie dabei können als Markierungen dieser durch die Flußbettverlegung beseitigten Ecke angesehen werden.

In üblicher Weise wurde 1350 mit der Massivausführung der Stadtmauer an der gefährdetsten Seite begonnen, zunächst also wohl an der weniger durch Wasser geschützten Ostfront. Eine 2,20 Meter starke Mauer schloß sich bald an das Tor nord- und südwärts an. Von den beiden Ecken aus ging der Bau abschnittsweise vor sich in allmählichem Fortschreiten nach Westen. Türme gab es in dieser Mauer nicht, weder halbe oder sogenannte Schalen noch vollständige. Die erste Mauer verlief ununterbrochen von Torturm zu Torturm, gemauert auf einem Feldsteinfundament aus Ziegeln von meist 26 : 12 : 9 Zentim. Größe. Der Ziegelverband ist der übliche, aus wechselnden Läufern und Bindern bestehend, letztere mit gesinterten Köpfen. Die Nord- und Südmauer wurde aber etwas schwächer, in einer Dicke von 1,70 Metern ausgeführt, vielleicht weil die Kosten für die Bürgerschaft zu hoch waren, vielleicht auch deshalb, weil man allgemein im Stadtmauerbau, wie z. B. in Breslau und Neumarkt, zu einer geringeren Stärke übergegangen war. Die Höhe der Mauer betrug sechs Meter. Der Rücken wurde wie in Breslau bei der ersten Stadtmauer als Umlauf oder Wehrgang benutzt, auf dem am Außenrande die Zinnen standen. Sie sind in dem erhaltenen Teile am Osttor auf der Feldseite vom Grundstück Wilhelmstraße 1 aus deutlich erkennbar. Die Zinnen waren 3,10, die Zwischenräume 0,95 Meter breit. Die Dicke dieser Zinnenbrüstung ist nicht ersichtlich, weil sie später durch Schließung der Lücken und Einbau von Schießscharten verändert und auf der Innenseite neu mit Ziegeln verkleidet wurde. Ihre Höhe war ungefähr zwei Meter, so daß der mächtige Mauergürtel acht Meter in das Land emporragte. Auf der Innenseite vermittelten Leitern den Zugang zum Wehrgang, dessen stadtseitiger Rand wahrscheinlich mit einer schmalen massiven Brüstung versehen war.

Die beiden angeblich 1371 (1351?) erbauten Toranlagen waren die einzigen Unterbrechungen des sonst öffnungslosen Panzers. Der östliche, der noch erhaltene Krakauer- oder Kreuzburger- oder Polnische Torturm steht im Zuge der Krakauerstraße. Der westliche, schon im 17. Jahrhundert nicht mehr vorhandene, muß entsprechend am Eingang der Klosterstraße postiert gewesen sein. Die frühe und radikale Beseitigung des letzteren ist auffallend, zumal in Neumarkt der erste Westtorturm noch heute da ist. Daß er schon im ersten

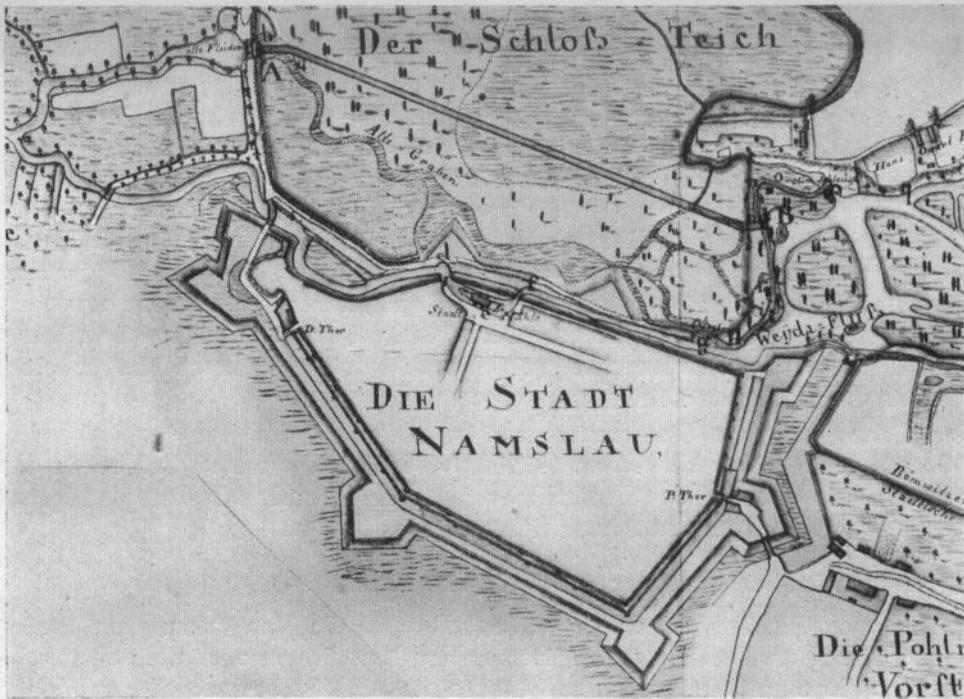


Abb. 41 Plan von Namslau aus der Aufnahme des Teichinspektors Neuwertz von 1773.

Stadium des Mauerbaues, als die Westwand wahrscheinlich noch hölzern war, massiv war, wird durch die urkundlich verbürgte Tatsache erwiesen, daß er 1396 erhöht wurde. Was aber andererseits nicht ausschließt, daß 1396 bereits das neue West- oder Breslauer Tor in den der Burg zustrebenden massiven Südzug der Stadtmauer eingefügt war, in welcher Stellung er auch noch auf Werners Stadtbild des 18. Jahrhunderts erscheint.

Der **Krakauer Torturm** steht auf fast quadratischer Grundfläche von 7,60 zu 7,30 Metern breiten und  $2\frac{1}{2}$  Meter dicken ungegliederten Seitenwänden, vier bis fünf Meter vor die Stadtmauer vorgeschoben. Seine anfängliche Höhe betrug zwölf Meter ohne Zinnenkranz, sie ist am Äußeren leicht ablesbar. Mit der vor 1400 vorgenommenen Aufstockung steht er heute nach Verfall des Kranzes noch 26 Meter hoch da. Nach dem üblichen Muster der Tortürme, auch derjenigen der Stadt Breslau (Abb. 8), müßte er die Durchfahrt in seinem Erdgeschoß enthalten haben, denn die auf Abb. 44 neben ihm zu sehende Mauerdurchbrechung als Tor stammt in ihrer vorhandenen Form mit vier Meter breiter und nahezu sechs Meter hoher Stichbogenöffnung aus dem nächsten Jahrhundert. Eine anzunehmende Vermauerung der Turmdurchfahrt müßte sehr sorgfältig vorgenommen worden sein. Vom Inneren des Turmes aus ist eine Untersuchung nicht möglich, weil das Erdgeschoß mit Schutt angefüllt ist. Ein hohes Stichbogengewölbe des 16. Jahrhunderts (im Stockwerk darüber?) sitzt mit dem Scheitel in Höhe von 5,80 Metern. Alle diese

Höhenabmessungen sind vom heutigen Straßenniveau an gerechnet, das sich um etwa einen Meter verschoben haben wird.

Der **Breslauer Torturm I** auf der Westseite der Stadt am Beginn der Klosterstraße ist nach Größe und Form unbekannt. Wenn er nicht aus Holz oder Fachwerk bestand, werden sich seine Fundamente dort in der Gegend des Standortes der Kaiser-Wilhelm-Büste noch erweisen lassen. Sollte dieses Westtor bereits um 1390 an seinen zweiten Standort in die nach dem Schloß geführte Verlängerung der Stadtmauer (zwischen Brauerei und evangel. Kirche) verlegt worden sein, dann steht uns davon F. B. Werners abgebildete Aufnahme zur Verfügung. Hier stellt es sich als ein in gleicher Ausdehnung wie der Krakauer Torturm die Stadtmauer überragender Quader mit Zinnenbekrönung und Durchfahrt im Erdgeschoß vor. Durch letztere unterscheidet er sich, wofern die Zeichnung richtig ist, von jenem.

Die Beendigung des Stadtmauerbaues im gesamten, der Burg zustrebenden Westabschnitt zieht sich bis um 1415 hin. Der Bau der massiven Kirchen des Minoritenklosters und des Hospitals um 1410 bedeutet den Vollzug der festen Umwehrung des neugewonnenen Stadtgeländes.

### **Eck- und Mauertürme (Weichhäuser)**

Im zweiten Stadium der Wehrbautätigkeit wird die Verstärkung der Stadtmauer durch die Einfügung von Türmen und Halbtürmen oder Schalen durchgeführt. Er umfaßt im großen und ganzen die mit 1388 beginnenden zwei oder drei Jahrzehnte und ist mit dem überlieferten Namen des Maurermeisters und Befestigungsarchitekten Peter Tin(e)tz verknüpft. Die annalistischen Angaben Frobens solcher der Mauer einverleibten Türme und Schalen wird durch den Befund gestützt, daß diese ohne Verband an und in ihr stehen und nachträglich an- oder eingefügt worden sind. Angefangen wurde nach Frobens Mitteilung 1388 mit dem Turm und zugehörigen Wassertor, dessen Lage von ihm 1469 durch den Zusatz: „do das Wasser yn dy Stadt fleust“ erklärt wird.

Zu diesen Weichhäusern gehören die beiden sehr wichtigen Ecktürme auf der Ostseite, von denen der nordöstliche im Garten der katholischen Pfarrei als 1394 errichteter „Bäcker- vormals der Feyertorm genannt“ bekannt ist, während der Baubeginn für den Kretschmerturm, „vorgenannt der Hohe Turm“ an der Südostecke (im Garten des Landrates) mit 1398 angegeben wird.

Die zwischen beiden Enden der Ostseite eingeschalteten Mauertürme, von denen drei im nördlichen Abschnitt noch erhalten sind, erweisen sich in der Mehrzahl als angesetzte **Halbtürme** oder **Schalen**. Ihre Zahl ist von der Länge der Mauer abhängig. Das soll heißen, daß zur wirksamen Seitenbestreichung die Flankierungstürme voneinander nicht entfernter als die doppelte Reichweite des Armbrustgeschosses, also 40 bis 50 Meter, stehen durften. Bei ihrer Verteilung waren die Ecken und Knickstellen der Mauerführung zu berücksichtigen, die unbedingt Punkte für aufzustellende Flankierungstürme sein mußten. An besonders gefährdeten Stellen wurden ganze, geschlossene Türme eingeschoben. Ihre Einordnung ist aus meinem Stadtgrundriß ersichtlich. Zu ihnen gehört auch der genannte, am Wassertor östlich des Weidedurchbruches

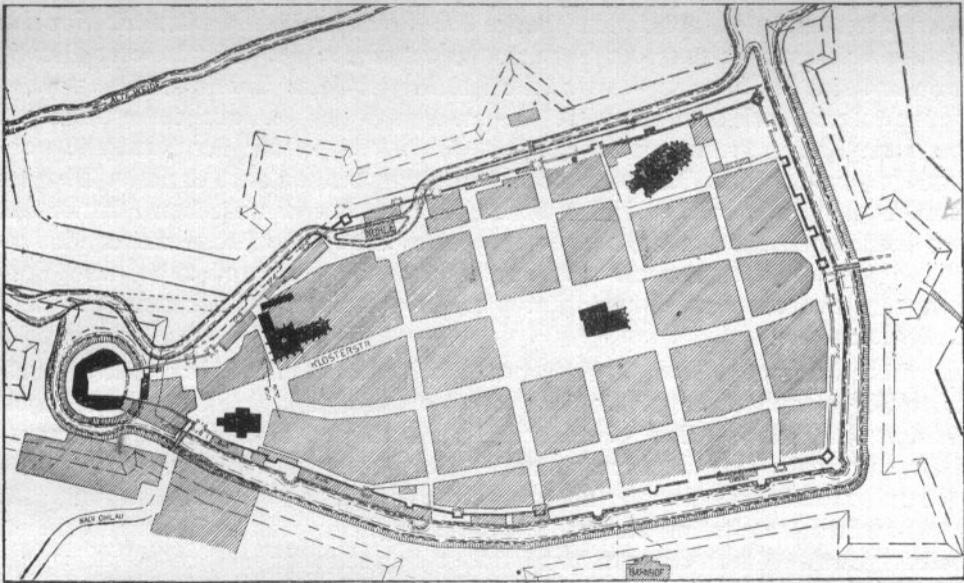


Abb. 42 Grundriß von Namslau mit Stadt- und Zwingermauer (die schwarz ausgefüllten Teile stehen noch), Basteien und Andeutung der Bastionen. Das dritte Breslauer Tor im Nordwesten und die Konter-Eskarpe am Schloßwalltor sind nicht berücksichtigt.

postierte Turm, dessen Spitze 1574 modernisiert wurde, und der westlich davon am Mauerknick vor dem Schloß 1398 aufgeführte sogenannte Kuhstallturm. Letzterer lag schon an dem von Wirtschaftsgebäuden umsäumten Vorgelände der Burg, daher sein Beinamen. Seine Lage wird auch durch die den Ratsherren Hensel Kleinschneider angeblich das Leben kostende Anekdote fixiert: daß man städtischerseits von seiner bedeutenden Höhe herab die Mahlzeiten des Schloßhauptmanns kontrollieren wollte. Diese und die anderen ganzen Türme sind entweder vollständig oder zur Hälfte verschwunden bis auf den stark geflickten im Garten der Mühle mit 1,30 Metern vorspringender Grundfläche mit 6,60 und 5,20 Metern Seitenbegrenzungen. Der von Froben 1499 erwähnte Schneiderturm, der damals durch den Zimmermann Peter Nickel ein neues Gesparr erhielt, konnte nicht identifiziert werden.

Auch die Zahl der Halbtürme oder Schalen ist mehr als dezimiert. In vollständiger Höhe von etwa 9 oder 10 Metern einschließlich der Brüstung mit drei nach den Außenseiten gerichteten Schießscharten erhalten ist nur der Halbturm im Grundstück Langestraße 39. Bei Berücksichtigung des Niveauunterschiedes zwischen Straße und benachbarter Stadtgrabenpromenade ist seine Höhenausdehnung um einen bis zwei Meter vergrößerbar, so daß seine die Stadtmauerbrüstung überragende Erscheinung ziemlich gesichert ist. Seine Wände sind 1,60 Meter stark. Die Erhaltung verdankt der Turm der stadtseitigen Einkapselung in ein kleinräumiges Wohnhaus, das zum Abbruch reif ist und Gelegenheit zur Freilegung dieses so wichtigen Mauerturmes in absehbarer Zeit gibt. An zweiter Stelle rangiert die Halbzylinderschale im Grundstück Bahnhofstraße 11, die wenigstens bis zur Sohle der Schießscharten mit

stark abgeschrägten, auf der Innenseite  $1\frac{1}{2}$  Meter breiten Nischen als einziges Exemplar dieser Gattung der Vernichtung entgangen ist. Sein äußerer Durchmesser beträgt  $7\frac{1}{2}$ , seine Wandstärke 1,10 Meter. Seine Brüstung wäre wieder herzustellen. Nach dem abgebildeten Festungsplan des 18. Jahrhunderts müßten noch ein Halbzylinderturm auf der Südseite und zwei auf der Nordseite vorhanden gewesen sein. Daß diese Zeichnung unzuverlässig auch darin ist, beweist ihre Angabe einer solchen Halbzylinderschale an der katholischen Pfarrkirche, wo heute noch ein quaderförmiger Halbturm steht. Die Breite dieser Mauertürme auf Rechteckgrundriß schwankt zwischen sieben und zehn, ihre Vorkragung zwischen zwei und vier, ihre Wandstärke zwischen einem und 1,60 Meter.

Die Abdeckung sämtlicher Türme, auch der Tortürme, mit einem Zelt-, Kegel- oder Schneidendach ergab sich aus der Notwendigkeit ihres Schutzes gegen Witterungseinflüsse. Das mittelalterliche Stadtbild ist ohne diese Turmausklänge nicht denkbar. Stadtansichten des 18. Jahrhunderts sind dafür nicht maßgebend, damals war der Verfall der Türme durch die Vernachlässigung des Dachwerkes bereits im Gange. Die Belebung der starren Stadtmauerlinien selbst gewann durch die stereometrischen Formen der sie unterbrechenden Weichhäuser erheblich an Reiz, ein Moment, das bei der Einschätzung und Wiederherstellung solcher Abschnitte sehr zu berücksichtigen ist.

### **Wallzwinger und erste Torerweiterungen**

Nach einem Jahrhundert war die solide dicke Stadtmauer fortifikatorisch veraltet, der rasanten Wirkung der Feuergeschütze nicht mehr gewachsen. Das letzte Viertel des 15. Jahrhunderts ist der zweiten Modernisierung der Stadtbefestigung gewidmet.

Die Stadtmauer brauchte eine erhebliche Erdaufschüttung an ihrem Fuß, einen Wall, um gegen Erschütterungen durch Kanonenkugeln gesichert zu sein. Man verfuhr anders als beim Schloß, wo der Wall einfach direkt um den Mauergürtel gelegt wurde, indem hier der Wall in einer Entfernung von acht bis zehn Metern nach außen aufgehäuft wurde. Die Erdmassen gewann man aus der gleichzeitig erforderlichen Vorverlegung und Verbreiterung des Grabens.

Dieser Wall benötigte eine Futtermauer auf der Innenseite. Wir nennen sie Zwingermauer, weil zwischen ihr und der Stadtmauer ein entsprechend breiter Gang frei blieb. Die Außenseite des Walles wurde in üblicher Weise durch Reisichteinlagen (Weidenruten) und eine Grasnarbe gegen die abschwemmenden Wirkungen von Regengüssen geschützt. Die Stärke der Zwingermauer, die unversehrt nur noch in kürzeren Abschnitten und allein auf der Südseite der Stadt erhalten ist, beträgt 0,70 bis 0,75 Meter, ihre Höhe rund drei Meter.

Von besonderem Interesse ist die Fundamentierung dieser Zwingermauer. Da sie in den bisherigen Graben und auf jeden Fall in morastiges Gelände gebaut werden mußte, so wurde eine Gründung auf etwa  $1\frac{1}{2}$  Meter breiten Pfeilern in Abständen von  $3\frac{1}{2}$  bis vier Metern durchgeführt, die durch  $1\frac{1}{2}$  Steine starke Mauerbögen verbunden sind.

Die Ausstattung der Zwingermauer mit ebenso hohen Basteien oder Rondellen für Geschützstellungen war eine gleichzeitige Maßnahme. Die westlich der

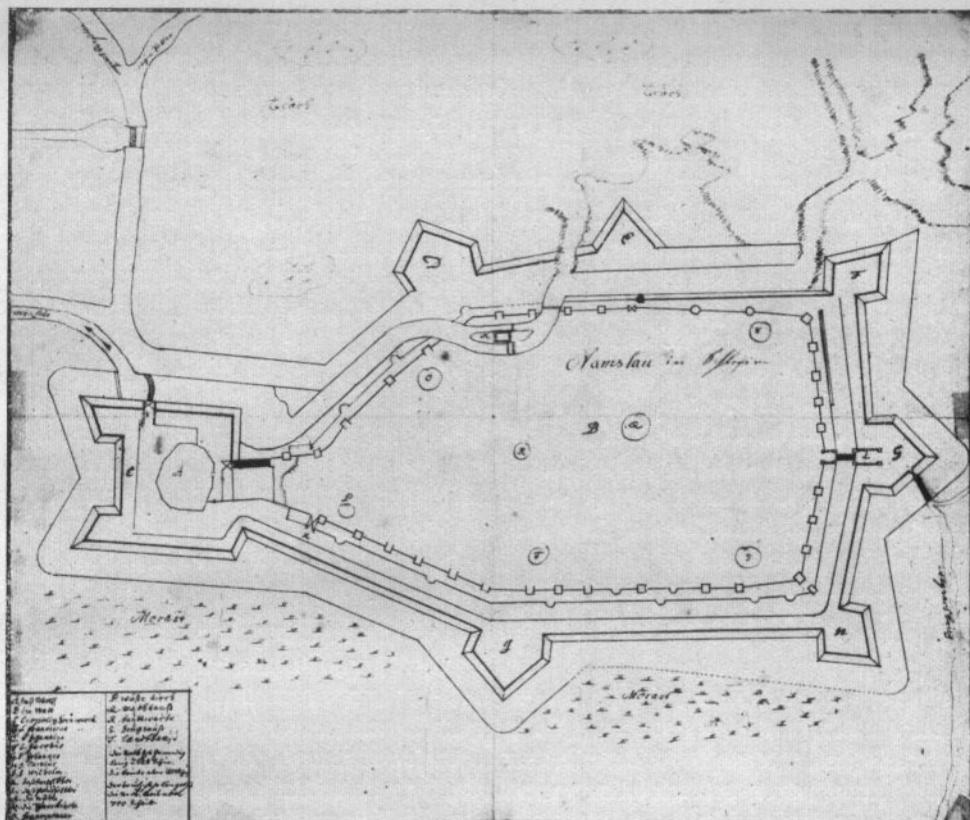


Abb. 43 Festungsplan des 18. Jahrhunderts von Namslau im Heeresarchiv Wien. Im Original sind Stadt- und Zwingermauer, Mühle nebst Weidefluß und Walltor der Burg mit Konter-Eskarpe in roter Farbe gezeichnet.

Bahnhofstraße erhaltene Halbzyylinderbastei steht mit der Wallmauer im Verband. Ihre Wandstärke ist die der Zwingermauer, ihr äußerer Durchmesser rund acht Meter. Eine gleiche Bastei westlich davon am Grundstück Langestraße 39 ist neu aufgemauert, nimmt aber die Stelle einer abgebrochenen ein. Nach dem Stadtplan von Frey und einem noch nicht erwähnten Teilplan von 1887 lag zwischen beiden ein gleiches Werk. Die Intervalle betragen rund 140 Meter. Östlich der Bahnhof- am Grundstück Poststraße Nr. 11 steht im Südbering eine stark zermürbte und geflickte Bastei auf polygonaler Grundfläche. Sie bildet im Umfange fünf Seiten des Achtecks und ist innen 2,80 Meter tief und 4,40 Meter breit. Die nächste zu erwartende Bastei am Südostturm war nach dem Festungsplan rechteckig im Grundriß, auf der Karte von Frey fehlt sie bereits.

Auf der Ostseite läßt sich die Zwingermauer heut nicht mehr verfolgen, sie ist dort wahrscheinlich unter der beträchtlichen Aufschüttung verschwunden, zum mindesten ihr Unterbau. Auf dem Festungsplan ist sie eingetragen, allerdings ohne Basteien. Man könnte glauben, daß dort die Basteien vielleicht durch den 1428 gezogenen zweiten Graben überflüssig wurden. Doch macht es unser Ge-

währsmann Froben gewiß, daß sie auch dort vorhanden waren. 1497 spricht er nur allgemein von dem Bau des „Parchen hinter dem Kretschmertorm“, 1499 genauer von dem „Parchen vor dem Krakischen Tore keygen der Weyden von der irsten Pasteien bis an das Wasser undir dem Beckertorm“. Die Zählung in der Reihenfolge der Basteien ließe sogar darauf schließen, daß hier mehrere Flankierungsbauten standen. Im östlichen Teil der Nordseite fehlt auch jede Spur eines Zwingers, ebenso auf dem Festungsplan, doch wird auch für diesen Abschnitt durch Froben das Vorhandensein zum mindesten der „Pastey by der Schulen hinder der Kirchen“ für 1488 und deren Bau durch den Zimmermeister (wahrscheinlich Stadtzimmermeister) Stefan bezeugt. Die Errichtung der Bastei mit Zwingermauer am Wassertor wird als erstes Ereignis der damit 1466 einsetzenden Neubefestigungsperiode von ebendemselben überliefert. Die westlich davon folgenden zwei Basteien ersehen wir aus dem Festungsplan. Möglicherweise meint Froben mit dem 1489 so unmotiviert spät kommenden Bau des „Weychhaus bey dem Burgtorm“ versehentlich nicht einen Mauerturm, sondern eben eine dorthin gesetzte Bastei. Der Zwinger oder „Parchen umb das Schloß allhy“ ist 1488 angefangen bezw. ausgeführt worden. Zwinger und Basteien, etwa zwei bis vier, sind dort ohne sichtbare Rückstände dem Bastionärbau zum Opfer gefallen.

Die Aufschüttung des Walles am Fuße der Zwingermauer bedingte wiederum Futtermauern zu beiden Seiten der Torwege zur Verhinderung des Erdabrutsches in die Passagen. Zwei senkrecht zur Torfassade vorgeschobene Mauerstücke und die quer vorgelegte Wand mit neuer Durchlaßöffnung des Parchengürtels, dem Walltor, bildeten einen Zwingerhof, der zugleich Abschluß und Schutz gegen seitlich vordringende Feinde bot. Auf dem Festungsplan ist ein solcher Zwingerhof unmittelbar vor dem Krakauer Tore erkennbar. Er darf nicht mit dem östlich jenseits des Grabens sich anschließenden zweiten und späteren Zwingerhof der Bastionärbefestigung verwechselt werden. Die Verlegung der Brücke hatte sich mit derjenigen des Grabens, ihre Verlängerung mit dessen Verbreiterung ergeben. Der Umbau der Tordurchfahrt in der Stadtmauer selbst muß der Zwingererrichtung nicht lange vorangegangen sein. Das beweisen seine mächtigen breiten, sechs und über zehn Meter hohen Überwölbungen im Stichbogen, die erstere für die Durchfahrt, die zweite als Abschluß der für die Aufnahme der Zugbrücke ausgesparten Flachsche.

In diesem imposantesten aller erhaltenen schlesischen Stadttore besitzt die Stadt Namslau ein Baudenkmal ersten Ranges, das mit dem nördlich anstoßenden hohen Turme und dem ebenfalls geretteten anschließenden Stadtmauerabschnitt mit drei Halbtürmen und dem weiterhin an der Ecke am Pfarrgarten im Unterteil vorhandenen Eckturm der Bäcker ein geschlossenes System bildet, dessen Pflege und möglichst weitgehende Erneuerung das unbedingte Ziel sein muß.

Dieser Ausschnitt aus dem einstigen mittelalterlichen Befestigungsgürtel ist sogar erweiterungsfähig, wenn das an den ersten Halbturm angelehnte Verteidigungswerk für die flache Bestreichung (Grabenstreiche?) freigelegt wird, von welcher eine Wand von acht Metern Länge mit sieben nordwärts gerichteten Schießscharten in Höhe von über einem Meter über dem jetzigen aufgeschütteten Niveau des Gartens Wilhelmstraße 1 sichtbar sind. Die süd-

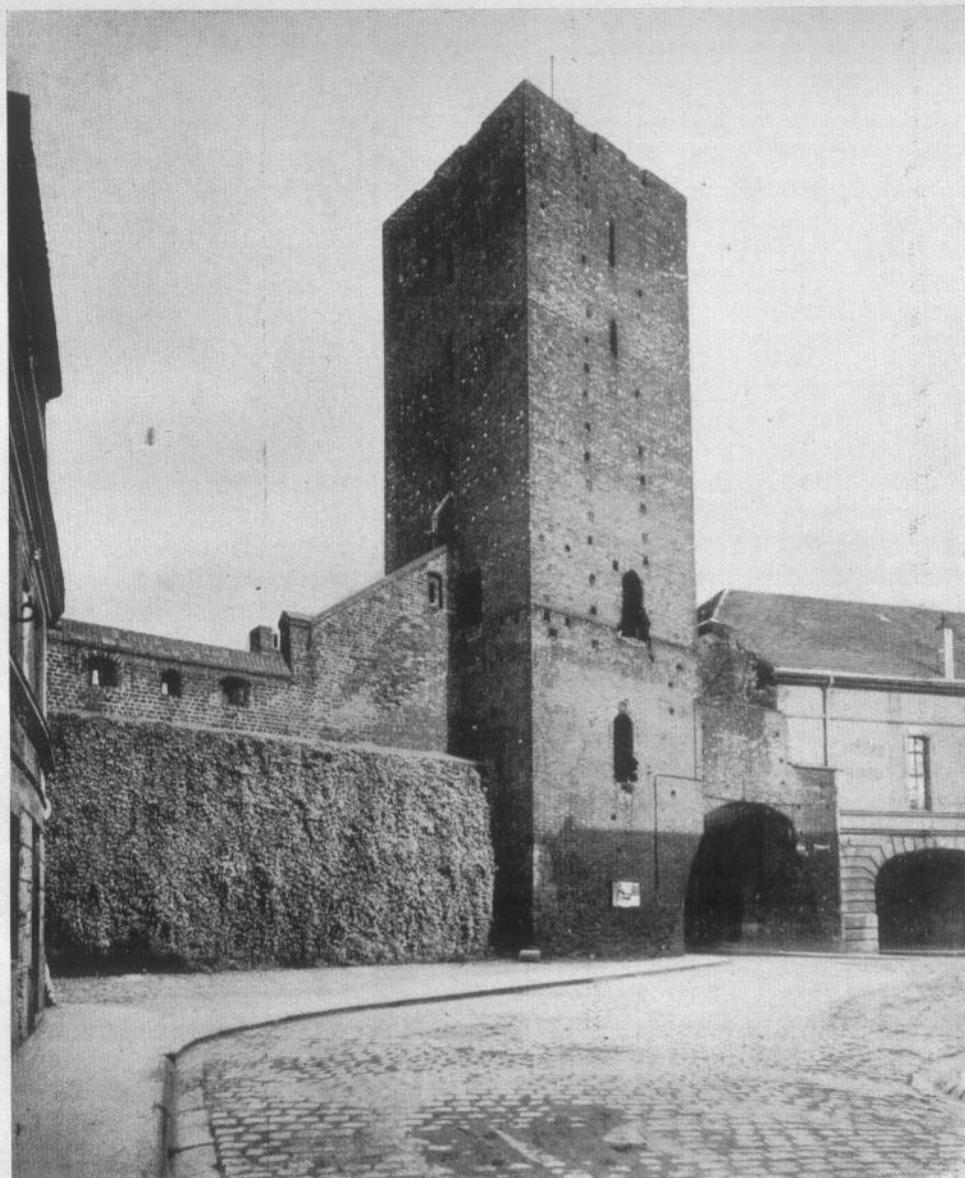


Abb. 44 Das Krakauer Tor in Namslau mit Teil der Stadtmauer, deren Zinnen- bzw. Schießschartenbrüstung nebst Schutzwand des Treppenaufganges vom Wehrgang zum 2. Turmobergeschoß erhalten sind. Aufnahme Karl Franz Klose, Breslau.

wärts im rechten Winkel anschließende Wand ist nicht einwandfrei als altes Mauerwerk erkennbar. Auch Freys Stadtplan gibt keine befriedigende Auskunft. Von den Schartennischen ist die westliche mit 0,60 gegenüber 0,48 Meter die breiteste. Ihre Überwölbungsform ist der Stichbogen. Die Schießöffnungen sind senkrechte Schlitze. Allen Anzeichen nach gehört das verstümmelte vor-

geschobene, zum Schutze des Tores angelegte Werk im Graben bezw. Zwinger dem Ende des 15. Jahrhunderts an.

Von dem Breslauer Tor II im Südwestteil der Stadtmauer ist eine Andeutung seiner spätmittelalterlichen Gestaltung auf dem Festungsplan erhalten. Der sumpfige Charakter des Vorgeländes war ein natürlicher Schutz, verlangte aber für den Verkehr einen Zufahrtsdamm, der 1499 erhöht und gepflastert wurde. Die Brücke von diesem Damme bis zur Toröffnung muß ziemlich lang gewesen sein, da sie mehrere Zugklappen hatte. Froben trug 1502 in seine Annalen ein unangenehmes Ereignis ein, das auf dieser Brücke einem schwer mit Steinsalz und Kaufmannsgütern beladenen Fuhrwagen zustieß. Die Zugbrücke, „die letzte vor der Stadt am Breslischen Tore“ hielt die Last nicht aus, der Wagen fiel in den Stadtgraben und zerbrach, die Waren wurden z. T. naß, darunter zwei Ballen Tuch. Dem Fuhrmann wurde der Schaden ersetzt.

Der Umbau der Mauerzinnen zu einer geschlossenen, zwei Ziegeln starken Brustwehr mit Schießscharten, breiter geschlitzten in den vormaligen Lücken, engeren in den mitten durchbrochenen Zinnen, scheint erst diesem letzten Abschnitt der mittelalterlichen Befestigungstätigkeit anzugehören. Allerdings ist die Schartenform, soweit sie in zwei Restabschnitten nördlich des Krakauertores sichtbar ist, eine frühe, die der senkrechten Armbrustschlitze. Jedoch verrät die Gestaltung der Nischen zwischen den Zinnen durch ihre starke Abschrägung der Leibungsflächen eine spätere Entstehung.

### **Bastionärbefestigung**

Die Rolle der wohl bewehrten Grenzstadt, die ihr Kaiser Karl IV. zugedacht hatte, wurde im 16. Jahrhundert etwas vernachlässigt. Der Türkengefahr, die von 1529 an das östliche Deutschland stark beunruhigte, wurde und konnte hier, soweit wir unterrichtet sind, keine Modernisierung der Befestigungswerke entgegengesetzt werden. Die 1533 vollzogene Verpfändung des Burglehens an den Breslauer Rat hatte nur in diesem Stadtteil eine fortifikatorische Verstärkung zur Folge. Erst das erneute Anschwellen der Furcht vor einer Invasion der Türken gegen Ende des Jahrhunderts muß den verantwortlichen schlesischen Ständen wie auch der Stadt Breslau das Gebot einer Neubefestigung des südöstlichen Grenzpostens näher gelegt haben. Der Zeitpunkt der Umgürtung von Namslau mit Bastionen ist nicht bekannt, er muß aber aus stilistischen Gründen in die Nähe der Jahrhundertwende gesetzt werden. Das Beispiel der Stadt Breslau wirkte auch auf andere Städte befruchtend, ihr tüchtiger Festungsbaumeister Hans Schneider von Lindau war eine von den Fürsten beehrte Persönlichkeit. Wenn nicht schon zu seinen oder eines seiner Nachfolger Zeiten der Bastionenbau in Namslau vor sich gegangen wäre, würde die Stadt im Dreißigjährigen Kriege nicht ein beliebtes Angriffs- und Besitzobjekt für beide Parteien geworden sein. Es ist kaum glaubhaft, die neue Festungsanlage erst etwa in der Mitte des 17. Jahrhunderts entstanden zu denken. Da dieser Befestigungsgürtel restlos abgebrochen und eingeebnet worden ist, fehlen Anhaltspunkte für eine genauere Bestimmung seines Alters. Heute sind nur noch Umrißlinien der einzelnen Bastionen und Gräben an Grundstücksgrenzen und Wegeführungen im Stadtparkgelände erkennbar.

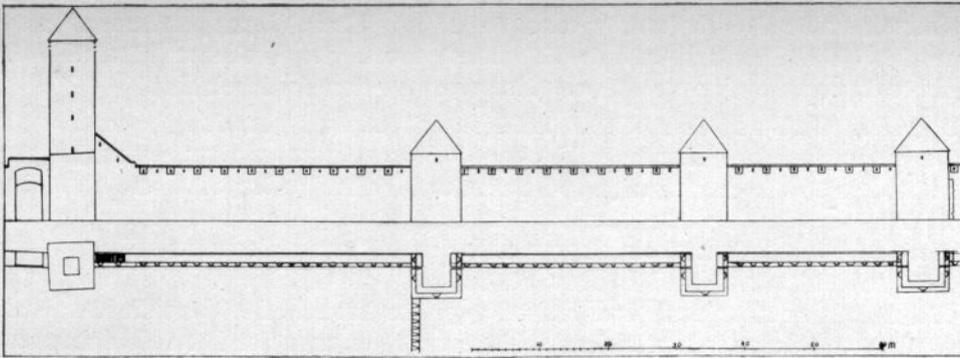


Abb. 45 Krakauer Tor mit Stadtmauer und 3 Halbtürmen. Grundriß und Ansicht in Rekonstruktion nach den vorhandenen Mauerteilen. Die einstige Form des Torumberteiles ist unbekannt

Neben den Stadtplänen gibt uns die sicherste Vorstellung der tatsächlich durchgeführten Bastionärbefestigung ein von Klawitter entdeckter Plan des Wiener Heeresarchives, angefertigt für die Zwecke einer 1722 geplanten Modernisierung. In Anlehnung an die noch erkennbaren Umrißlinien habe ich in meiner Entwicklungszeichnung die Bastionen mit Gräben und Brücken eingetragen.

Auf dem Wiener Plane ist der von der Natur gegebene Schutz durch die Aufschriften Morast und Teich gekennzeichnet. Die trockenere Ostseite hat ihre drei symmetrisch zur Stadtmittelachse gelegten Bastionen. Ihnen entsprechen auf der gesamten Süd- und Nordperipherie nur je eine einzige, auf letzterer in Verbindung mit einer kleinen Dreieckredute. Das Schloß auf der Westseite hat eine anders geartete jüngere Anlage, ein Hornwerk. Der gesamte Bastionenkranz wird von einem Graben, der fast doppelt so breit war wie der erste, umgeben. Von den Zugängen ist das Wassertor auf der Nordseite vollständig kassiert, das Krakauer zum zweitenmale verlegt, und zwar auf die vorgelagerte Bastion, das Breslauer Tor, das vierte in der Entwicklungsreihe, vom Südwesten nach der äußersten Nordwestecke in das Hornwerk verschoben. Der Weg ging jetzt hier von der Stadt durch das Breslauer Tor III westwärts durch den Zwinger um die Burg herum nach Norden über die Weide. Die beiden zugehörigen Brücken haben entsprechende Abänderungen in der Lage und Führung erlitten.

Über den Grad der Massivausführung der Bastionen und Kurtinen läßt sich nichts Bestimmtes sagen, doch deutet ihre Haltbarkeit von der preußischen Zeit an, von wo sie nicht mehr in Stand gehalten wurden, auf eine solide Konstruktion in Mauerwerk, am ehesten bei den Bastionen. Ein massiver Ausbau der Gegenseite des Grabens, der Konter-Eskarpe, war aber zweifellos niemals vorhanden, denn auf allen Plänen läßt es diese Linie an einer entsprechenden Festigkeit fehlen. Auch eine Kasemattierung der Kurtinen oder Bastionen mit Schießcharten in den Wänden (Galerien) ist unwahrscheinlich. Aufenthaltsräume für das Militär waren wohl nur in Haus- oder Kasernenform auf den Bollwerken vorhanden.

Von den beiden Seitenmauern (Futtermauern) des Krakauer Tores III ist noch ein Teil der Nordwand in Stärke von 1,40 Metern als Frontmauer des Hauses

Wilhelmstraße 3 erhalten, worauf mich Architekt Tartejna aufmerksam machte. Die Südwand ist wie die Futtermauern des Krakauer Tores II dem Abbruch verfallen, zuletzt bei der Erbreiterung der Tordurchfahrt.

Daß Hans Schneider von Lindau 1594 mit Namslau beschäftigt war, beweist die Eintragung des Breslauer Rechnungsbuches dieses Jahres, wonach ihm unter dem 26. 11. Auslagen in Höhe von drei Talern 5 Groschen und 6 Hellern erstattet werden, weil er „den 10. dieses auf Befehl des Rates gegen Namslau vorreiset“ war. Zwischen diesem und den nächsten Rechnungsbüchern von 1599, 1604 und 1609 sind Lücken. 1606 starb der Baumeister. Seine dortige Tätigkeit kann aber auch dem Schloß gegolten haben. Die Chronik führt 1617 den Bau der Schanze hinter dem Schützenzwinger, also der Bastion „Johannes“ — die Benennung der einzelnen Werke ist auf dem Wiener Festungsplan vermerkt — vor dem Krakauer Tore. Das jüngere Hornwerk um das Schloß weist Verwandtschaft mit den Entwürfen eines der folgenden Breslauer Befestigungsarchitekten, des Valentin von Säbisch auf.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß eine der Bastionen an der Nordost- oder Südostecke unter der dort ziemlich hohen Aufschüttung steckt. Der Promenadencharakter der Örtlichkeit würde dann ihre Freilegung und Einordnung in den wiederherzustellenden Abschnitt des einstigen Wehrsystems von Namslau begünstigen.

## Das Namslauer Schloß

Die Lage der Burg zur östlich von ihr sich ausdehnenden Stadt ist aus den abgebildeten Plänen ersichtlich. Zwischen dem ersten Tore der Burg, das mitten auf ihrer Ostseite lag, und dem Breslauer Tor I der Stadt dehnte sich das mit leichten Wirtschaftsgebäuden besetzte Vorgelände in einer Tiefe von etwa 70 bis 120 Metern aus.

Der natürliche Schutz der Burg durch einen nassen Graben bezw. durch die ganz oder zum größten Teil sie zu aller Zeit umfließenden Weide, und durch stehende Gewässer und Sümpfe im weiteren Umkreise ist schon im Zusammenhange mit dem ersten Verteidigungssystem der Stadt erörtert worden. Ein Beweis für ihre Umschließung durch strömendes Wasser liegt in der vielfach gebrochenen Umrißlinie (Stromlinienform) ihrer umschließenden Mauer.

Die massive Erbauung der Burg wird auf das Eingreifen Kaiser Karls IV. zurückgeführt. Die sinngemäße Auffassung dieser Nachricht für 1360 kann sich zunächst nur auf die Burgmauer erstrecken. Dieser Bering hat die Stärke von durchschnittlich 2,20 Metern. Seine an der abweichenden Färbung erkennbare ursprüngliche Höhe war sechs Meter. Die darauf nach dem Muster derer der Stadtmauer zu denkenden Zinnen sind der folgenden Aufstockung zum Opfer gefallen. Der Sockel ist aus Feldsteinen, die Wand aus Ziegeln im Format 26 : 12 : 9/10 Zentimetern in regelmäßigem Wechsel von Läufern und Bindern mit gesinterten Köpfen gemauert.

Der Grundriß des Beringes ist ein in der großen Form elliptischer, ein unregelmäßiges Polygon. Auf der Ostseite fehlt nebst dem ersten Tore ein Stück, dessen Verlauf aus der Richtung der stehengebliebenen Anschlußmauern in

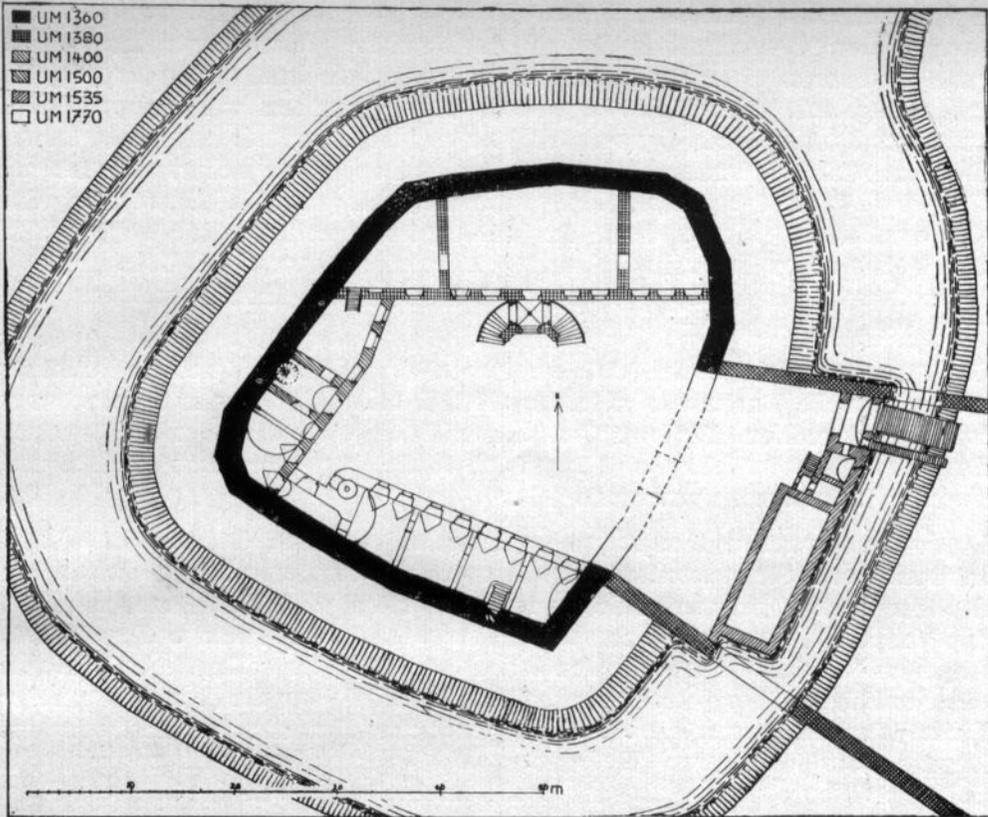


Abb. 46 Grundriß des Namschlauer Schlosses mit Graben, Wall und kasemattiertem Walltor, dessen Konter-Eskarpe hier nicht berücksichtigt ist.

mehrfach gebrochener Linie zu denken und durch Aufdeckung der noch im Boden vorhandenen Fundamente leicht zu ergänzen ist. In der Nähe dieses ersten Tores lag ein Turm, unmittelbar oder ferner von ihm, wie etwa in Neumarkt im Vorgelände, das ist ohne Grabung nicht mit Bestimmtheit zu sagen. Frobens Ausdruck: „1489 das Weychhaus [Bastei?] bey dem Burgtorn gebauen ist“ trägt zur Klärung nicht bei.

Fenster oder Schießscharten besaß die Burgmauer natürlich nicht. Sie bildete bei dichtem Torverschluß einen sozusagen wasserdichten Ring, dem eine Überschwemmung, wie sie das tief gelegene Gelände leicht zur Folge haben konnte, nichts anzuhaben vermochte.

Die Bebauung des Burghofes hat die durch den Sonnenstrahleneinfall bedingte Regelung. Dem Wohnflügel war die Nordseite vorbehalten, seine durchfensterte Südwand hält ungefähr die Ost-Westrichtung ein. Die Errichtung dieser Südwand liegt in der Folgezeit. Da die Auswechslung des hölzernen Burgberinges durch den massiven in Abschnitten vor sich ging, blieben die bereits eingefügten Gebäude davon zunächst unberührt. Ihre Erneuerung war naturgemäß von ihrem Zustand, ihrer Notwendigkeit und von den zur Verfügung stehenden Geldmitteln abhängig. Ein Grund zur Beschleunigung war durch die zu

erwartenden bevorstehenden Kaiserbesuche gegeben. Karl IV. war 1469 und dann wieder 1474 mit seiner Gemahlin in Namslau. Man könnte das letztere Jahr als Termin eines gewissen Bauabschnittes ansehen. Ziel des für die schlesische Architektur höchst bedeutungsvollen Herrschers war, sich persönlich von dem Fortgang der Bauarbeiten hier und in der Stadt zu vergewissern. Zeitverratende Zierformen sind aus der ersten Bauperiode nicht vorhanden, die Gewölbe des Erdgeschosses sind zugrundegegangen. Die Einwölbung des Kellergeschosses in zwei durch den mittleren rechteckigen Teil in längs und parallel laufenden Halbzyklindertonnen, die im sich verengenden Westabschnitt zusammengezogen im Spitzbogenquerschnitt endigen, stammt erst aus dem Ende des 15. Jahrhunderts.

Daß dieser Hauptflügel zunächst eingeschossig war und mit seinem Dach nur wenig über die Burgmauer ragte, ergibt sich aus Gründen des Schutzes und analogen Beispielen. Die zwei Querwände teilten einen mittleren rechteckigen Raum von 10 : 17 Metern ab, der als Hofstube, d. h. amtliches Arbeits- und Verhandlungszimmer anzusprechen ist.

Die weitere massive Umbauung des Hofes mit Wohn-, Gesinde- und Wirtschaftsräumen, die Aufstockung des Hauptflügels samt der Burgmauer an den drei der Stadt abgewandten Seiten mag sich etwa bis 1420 hingezogen haben, wie das aus Formsteinen hergestellte, aus drei tiefen Kehlen und zwischenliegenden Wülsten bestehende Profil des Gewändes der Außentür am Ostende des Nordflügels über dem stehengebliebenen Stück des Burgberinges anzeigt. Diese Tür kann, wenn sie nicht eine geschickte Neuanfertigung ist, nur den Zugang vom niedrigeren Wehrgange des östlichen Beringteiles durch das Schloß auf den oberen Wehrgang des Westabschnittes vermittelt haben. Sonst wäre sie hier unmotiviert. Der Aufgang zu den Schloßgeschossen ging in üblicher Weise über eine Außentreppe in Anlehnung an einen Pfeilerbesetzten Vorbau, dessen Oberteil wohl erst im 15. Jahrhundert zu einem in 5 Seiten des Achtecks geschlossenen Altarerker umgebaut wurde. Als Ersatz fand eine Wendeltreppe im Inneren des Nordflügels Aufnahme. Über die weiteren Schicksale des noch im Siebenjährigen Kriege 1741 beschädigten und erst 30 Jahre später durch den Bau des neuen Südflügels vervollständigten Besitzes des deutschen Ritterordens, der von 1703 bis zur Säkularisation Herr des Burglehens war, genügt diese Andeutung. Daß in dieser Zeit und im 19. Jahrhundert viele Einzelteile der wehrmäßigen Ausstattung zugrunde gingen, wird aus der Erkenntnis des einstigen Zustandes ersichtlich.

Zunächst ist aus dem Werdegang der noch isoliert stehenden Burg aus den Jahrzehnten um 1400 nachzutragen, daß ihre Umgebung tief greifende Wandlungen erfuhr. Froben berichtet, daß der Damm „hinter dem Schlosse an Teyche“ 1375 auf Befehl des Kaisers aufgeschüttet wurde. Die Burgmühle „under dem Schlosse an dem Tamme bey der Brücke“ wurde um 1400 kassiert, was auf eine Verlegung des sie treibenden Weideflusses schließen läßt. In diesen Abschnitt fällt der neue, den Westteil der Stadt verändernde und vergrößernde Planungsgedanke, der die Burg mit ihr verbindet und sie in das gesamte Befestigungssystem unter steter Beibehaltung von trennendem Graben und Mauerabschluß verschmilzt.



Abb. 47 Schloß Namslau, Hofansicht. Rechts der Nord-(Haupt-)flügel.

Die Notwendigkeit zur Erhöhung des Burgberinges um etwa vier Meter ausschließlich der an die Außenkante der Mauerkrone gestellten Brüstung mit Schießscharten hatte sich aus der Forderung nach Aufstockung der angelehnten Wohnhäuser einschließlich des erst gegen 1500 entstandenen Westflügels ergeben. Dieser weist ein um einen Zentimeter schwächeres Ziegelformat ( $27/8 : 13 : 7/8$ ) auf.

Die Verwendung der Burgmauer als Rückwand der anlehenden Wohnflügel brachte es mit sich, daß der erhöhte, nach Abzug der Schartenbrüstung immer noch etwa 1,70 Meter breite Wehrgang auch auf der Hofseite eine massive Abgrenzung erhielt, die ihm vielleicht einen Stein Tiefe von seiner Breite nahm, so daß knapp  $1\frac{1}{2}$  Meter für den Umlauf blieben. Die zum großen Teil erhaltenen Schießscharten stehen in dichter Reihung, ihre 22 Zentimeter breiten Schlitzlöcher etwa zwei Meter von einander entfernt. Die Ausdehnungen der im Stichbogen überwölbten und mit stark abgeschrägten Leibungsflächen versehenen Nischen sind 1,15 Meter in der Höhe und 0,85 Meter in der Breite. Auch hier wie beim Stadtmauerwehrgang erscheint die Form verhältnismäßig jung. Sie wie die eingeschalteten Pechnasen mögen erst dem Ende des 15. Jahrhunderts angehören. Die Distanzen der zum Teil beseitigten Gußerker sind nicht genau festzustellen, sie mögen elf Meter groß gewesen sein. An den Knickstellen der Mauer, wie an der Nordost- und Nordwestecke saßen sie

dichter. Diese Gußerker treten in zwei Fassungen auf. Stets ist ihre Form in der Ansicht und im senkrechten Querschnitt ein Dreieck. Sie sind aus Ziegeln gemauert, ruhen entweder auf zwei geraden, vorn nach unten abgerundeten Kragsteinen mit Stichbogenwölbungen als Basis und bilden halbe Pyramiden. Oder sie stehen auf zwei im Viertelkreisring geformten Kragsteinen, die in der waagerechten Ebene im Halbkreis zusammenschließen, und sind dann halbe Kegel. Das Aussehen des an den drei Feldseiten turmlosen Schlosses ähnelte also dem der Burg Katzenzungen in Tirol, mit dem Unterschied, das hier in Namslau die Pechnasen mit Schießscharten wechselten.

Die auf dieser Seite recht notwendige Verstärkung der Abwehrmittel hatte entsprechend der Deutung einer schriftlichen Überlieferung noch Zuwachs durch sogenannte Scharwachttürmchen erhalten. Anders kann die Anführung der Ausbesserung „der andern Dächer auf dem Gange herumb mit den Törmlin“ in einem Rechnungsbeleg von 1560 (Breslauer Stadtarchiv Stadtlandgüter III s) nicht gedeutet werden, als daß der Umlauf solche Aufbauten trug. Das Vorhandensein der Brüstungsmauern an der Außen- und Innenseite des Wehrganges kann die Konstruktion und Anbringung der Scharwachttürmchen nur erleichtert haben. Das Bild der Burg erhielt dadurch eine malerische Bereicherung, die man sich am besten nach dem Muster der Barbakane am Krakauer Florianstor vorstellen mag.

Von Erkern am nicht mehr vorhandenen ersten Burgtore ist in einem Gutachten Breslauer Werkleute, des Stadtmaurermeisters Christoph P a m p e und des Städtzimmermeisters Christoph T s c h e r n i c h e n III vom 4. 5. 1682 in dem vorher erwähnten Aktenstück die Rede. Es handelt sich um zwei „überkragte Erker von Holz“, von denen „der über dem Tore, wo man in den großen Hof gehet, sehr böse und das Holz auswendig verfaulet ist, also, daß die eingemauerten Felder nur zum Abfall geneiget sind“. Wir nehmen daraus zur Kenntnis, daß 1682 die Ostmauer der Burg noch stand und daß sich über dem Tore ein Fachwerkerker befand, dessen Zweck und Form uns an ähnliche Ausbauten an Burg- und Stadttoren erinnert, die mehr zur Beobachtung denn als Abwehrmittel dienen.

### **Der Burgwall**

In die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts fällt die Verstärkung des Beringes durch einen etwa 10 Meter breiten Wall, der merkwürdigerweise, wie beim Liegnitzer Schlosse, nur zum Teil wieder abgetragen worden ist. Dieser Wall wurde auf dem Terrain des ehemaligen Burggrabens aufgeschüttet, der entsprechend vorgeschoben werden mußte. Der Chronist Froben registriert dieses Ereignis unter dem Jahre 1489 mit den Worten: „Der Parchen umb das Schloß allhy ... gebauen ward“. Doch könnte diese Stelle auch auf einen Zwinger- und Basteienbau bezogen werden, dem die Wallschüttung als primitiveres Mittel gegen die Feuerwirkung von Geschützen wenige Jahrzehnte vorangegangen sein müßte.



Abb. 48 Schloß Namslau, Walltor mit neuem Fachwerkwohnungsaufbau darüber. Rechts der Giebel des Nordflügels. Aufnahme Karl Franz Klose, Breslau.

### Das Walltor

Die folgende Befestigungsstufe steht mit der Aufschüttung des die Burgmauer eng umschließenden Walles in sachlichem, aber nicht zeitlichem Zusammenhange. Die wunde Stelle in dem hohen dicken Erdberinge war das Burgtor, das durch die Vorverlegung des Grabens von der Brücke getrennt war. Die Errichtung von Futtermauern für die links und rechts der Zufahrt aufsteigenden Erdmassen führte notgedrungen zur Versetzung der Torfahrt an die Stirn dieser beiden fast rechtwinkelig zum Beringe stehenden und in dem Burggrundriß sofort ins Auge springenden, 12 Meter langen Wände, die als Teile der hier anfallenden Stadtmauerenden bereits vorhanden waren. Das neue Tor mußte an der Peripherie des Walles vor dem neuen Graben liegen. Der Raum innerhalb der beiden Verbindungsmauern zwischen altem Burg- und neuem Walltor wurde benutzt, um ein Mannschaftshaus (Kasematte) und Wirtschaftsgebäude zu errichten.

Die Erbauung dieses Walltores ist eine der ersten fortifikatorischen Fürsorge-maßnahmen des Breslauer Rates, in dessen Pfandbesitz das Burglehen 1533 gekommen war. Das Entstehungsjahr 1534 ist durch den Rechenschaftsbericht im Breslauer Stadtarchiv und durch das an der Innenseite des Tores angebrachte Wappen des 1537 verstorbenen Breslauer Fürstentumshauptmanns Nikolaus Jenkwitz verbürgt. Die Tätigkeit in diesem Jahre bezieht sich auf die drei Außenmauern dieses neuen kleineren Burghofes und die Gestaltung des Tores samt den zwei Aufzugbrücken. Denn zwischen der Durchfahrt

und dem südlich anstoßenden Raume und ebenso nach dem nächsten sitzen auf der Hofseite senkrechte Mauerfugen, welche die etappenweise Planung und Erstellung der dem Tore südlich angegliederten Raumpörperreihe erweisen. Das eigentliche, hart an den neuen Graben vorgeschobene, im Stichbogen überwölbte Torhaus auf Rechteckgrundriß mit inneren Seiten von 2 : 5 Metern besitzt eine Durchfahrt von drei und eine Fußgängerpforte von 0,80 Metern Breite. Nach außen fallen die eingetieften Rechteckfelder von 4,20 Meter Höhe zur Aufnahme der breiteren und schmaleren Zugbrücke auf. Ein darüber im 18. Jahrhundert errichtetes Fachwerkgeschoß ist als Wächterwohnung aufzufassen. Ein wahrscheinlich im Erdbogen steckendes Untergeschoß mag Schießscharten zur Bestreichung des Brückenzuganges aufweisen. Ein enger, schräg nach dem Tore gerichteter Kanal ist nicht zur Verteidigung, sondern zur Beobachtung der Vorgänge vor dem Tore bestimmt. Der Torwache diene der südlich benachbarte, mit einer Halbzylindertonne überwölbte Raum, wahrscheinlich auch noch der nächste.

Das noch weiter südlich sich anschließende Haus von 17 Metern Länge und 5 Meter Tiefe, das wie die Torräume in den schlechten Baugrund des ehemaligen ersten Burggrabens zu stehen kam und, wie aus dem verschiedenen Material zu ersehen ist, zu großen Teilen geflickt ist, wies schon im 17. Jahrhundert starke Risse auf. Deshalb gaben die Breslauer Werkmeister P a m p e und T s c h e r n i c h e n 1682 das schon erwähnte Gutachten über seinen Bauzustand ab. Es lautet im Auszuge: „In Namslau uns der Herr Burgverwalter angewiesen, einen gemauerten Stock 2 Gaden hoch 30 Ellen 16 Zoll [= 17,40 Meter] lang, 8 Ellen 21 Zoll [= 5,10 Meter] breit in Augenschein zu nehmen. Darunter so lang als das Gebäude ist ein Stall . . . . Anlangende nun die Mauern dieses Gebäudes, so ist im Ecke des Hofes in solchen ein Riß bis oben auf, und die Quermauer auch böse; die andere Länge ist gut. Was aber die Länge gegen der Stadt [Außenfront] betrifft, überhänget die Mauer umb 3 Zoll und hat auswärts mitten einen Bug . . . . Die Höhe dieser Mauer ist gegen dem Hofe 12½ Ellen [= 6 Meter], die gegen der Stadt 20 Ellen [= 11,40 Meter] bis in den Graben, und ist nach Schgerpe [Eskarpe?] aus dem Grunde gut gemauert . . . . Vor diesem Gebäude ist ein Vorsaal, darnach ein Stüblein, vorhinter eine Kammer, trieft über das Tor [Walltor]. Dieses Gebäude ist 18 Ellen [= 10,20 Meter] lang, 5 Ellen 5 Zoll [= 2,85 Meter] breit, stößt in das größere . . . .“

Der Stall unter den 2 Gaden oder Geschossen müßte also im Keller gelegen haben, was nicht auffällt. Seine Rückwand wäre dann die im Graben stehende Wand gewesen, dessen Tiefe aus der Differenz der beiden Mauerhöhen 11,40 und 6 Meter mit 5,40 Meter zu berechnen ist. Der nächst liegende Gedanke ist, daß der 1682 als Stall benutzte Kellerraum eine Kasematte gewesen sein muß. Der Beweis läßt sich vorderhand nicht erbringen, weil der Graben bis fast an den Rand zugeschüttet und der Oberteil des Kellers bei veränderter Geschoßlage zur Küche des Braustübels der Brauerei Haselbach umgebaut ist, die seit 1895 Eigentümerin des Schlosses ist.

Die farbige Andeutung des Festungsplanes in Abb. 43 verrät das Vorhandensein einer Konter-Eskarpe gegenüber der Walltorfront. Ihr tatsächliches Dasein kann erst bei Gelegenheit von Grabungen festgestellt werden.

Andere Baukostenbelege des 16. und 17. Jahrhunderts gelten im wesentlichen Wiederherstellungsarbeiten in den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden. Eine an unsere heutige Abwehrvorrichtung gegen Fliegerbombensplitter erinnernde Einrichtung wird 1663 getroffen, indem „drei große Kasten, solche im Falle der Not mit Erde ausgefüllt vor die Tore zu schieben“ angefertigt werden. Zwischen diesen Ausgabenbelegen finden sich auch Nachweisungen der Waffenbestände im Schloß, so 1584 Doppelhaken 21 alte und 12 neue, halbe Haken 48, Falkonettel 4 in der Polnischen Kirche, Pulverflaschen u. a. im Kirchlein, Spieße usw. aufm Saale. 1619 werden 3 Falkonette, 123 Rohre, 6 Rüstungen, 6 Arkebusierrohre u. a. und Pulver im Pulvertürmlein aufgezählt. Bei dieser Gelegenheit sei eine für das Auftreten der Feuerwaffen interessante Notiz Frobens erwähnt, der bereits unter dem Jahre 1380 einen Befehl des Namslauer Rates an die vermögenden Bürger, Armbrust, Büchse und Harnisch anzuschaffen, überliefert.

Das mit einer gewissen Sicherheit anzunehmende Stadium der Befestigung mit Basteien ist uns nicht bekannt. Der Übergang zur bastionären Ausgestaltung des Westkomplexes der Stadt ist bereits im Zusammenhange mit deren Verteidigungsanlagen erörtert worden, ebenso die damit verbundene Verlegung des Breslauer Tores auf die Nordseite des Schloßgebietes, das dadurch wie durch den Ausbau der Brauerei in eine zentrale Stellung im Stadtverkehr gelangt ist. Zum Nachteil des monumentalen Gebäudes, dessen Befreiung von den ostwärts vorgelegten fabrikmäßigen Häusern im idealen ungestörten Zusammenschluß zunächst mit der mächtigen Klosterkirche und mit der Altstadt Namslau das Ziel einer auf weite Sicht orientierten Stadtplanung sein müßte. Für die fortschreitende Instandsetzung des Schlosses sorgt in sehr interessierter Weise sein jetziger Besitzer, Albrecht Haselbach.

## Landkreis Namslau

Der Grenzcharakter des Kreises, dem durch das Versailler Diktat das nordöstliche Gebiet mit dem Städtchen Reichthal genommen war, sollte erwarten lassen, daß die Zahl der durch Befestigungen geschützten Orte eine erhebliche sei. Dies ist nicht der Fall. Die Gründe liegen in der verhältnismäßig geringen Dichte der Bevölkerung und dem Fehlen größerer Orte, zum anderen in dem Mangel einer mittelalterlichen massiven Bauweise auf dem Lande.

Daher sind die Spuren wehrmäßiger Anlagen zugrunde gegangen, da sie aus den vergänglichen Baustoffen Erde und Holz bestanden. Der Marktflcken **Städtel** mag als typisches Beispiel gelten. Seine Planung läßt die geometrisierende Ordnung der Kolonisationsgemeinden mit städtischem Charakter, den es seit der Mitte des 14. bis zum 19. Jahrhundert hatte, vermissen. Eine Hälfte der elliptischen Fläche des Dorfkernes wird von Schloß mit Gutshof und Kirche eingenommen, der andere Teil ist in Wirtschaften aufgeteilt. Drei Ausfallstraßen treffen sich im rechten Winkel in der Mitte. Was dem Orte noch heute das Charakteristische verleiht, ist ein Wallgraben, wie er dort als Bezeichnung für den vom vorbeifließenden Kreuzburger Wasser gespeisten Ringgraben bei den Bewohnern fortlebt. Der Wall ist längst von

den angrenzenden Besitzern eingeebnet, der Graben auf eine Breite von 3 bis 4 Metern durch die geländeerweiternden Anlieger zusammengedrängt. Die Ergänzung einer einst vorhandenen Pallisadenwand muß der Einbildungskraft überlassen werden. Das Schloß, nach Regehlys Chronik von Karlsruhe um 1800 in herzoglich-württembergischem Besitz ein „großes weitläufiges“ Gebäude war in das Befestigungssystem eingeschlossen, sein unveränderter Graben steht mit dem des Ortes in unmittelbarer Verbindung.

Ähnlich liegt der Fall mit der Stadt **Reichthal**, dessen fast quadratische Fläche mit zentralem Marktplatz und regelmäßiger Blockeinteilung zu seiten einer Durchgangsstraßenachse in gleicher Weise von Wall und Graben umschlossen war.

Wie bei diesen Orten sind auch bei sämtlichen Schlössern im besten Falle wehrmäßige Rückstände nur in Form von Ringgrabenresten anzutreffen.

Den Dörfern aber fehlt, nach den verbliebenen Planungsindizien und Bauten zu urteilen, jede sichtbare Tendenz, sich durch massive Wehrmauern um die Kirchen den notwendigen Schutz gegen Kriegshorden zu verschaffen. Der Versuch, Kirche und Friedhofsmauer in Strehlitz als Wehranlage hinzustellen, erweist sich als irreführend.

Gewissermaßen als Ausgleich für den totalen Ausfall an massiven Verteidigungsanlagen auf dem Lande verfügt die Kreishauptstadt über ein starkes Übergewicht an wehrhaftem Aus- und Aufbau, der alle Stadien entwickelter reifer Befestigungstechnik bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts aufweist.

# Register

## Orts- und Sachverzeichnis

- Bohrau**, Markt 54  
**Borne**, Kr. Neumarkt 76, 77  
**Breslau**  
Barbakane 26  
Basteien 21—29, 33, 34  
Bastionen 5, 15, 29, 31—38  
Batterieturm 31  
Burg, erste 6, 7, 21  
Burg, zweite 6, 7, 9, 14, 15, 17, 20, 25, 31  
Burgfeldzeughaus 14—20, 38  
Dorotheenpforte 5, 10, 11, 38  
Eckarpe 21, 24, 28  
Fallgatter 9, 18  
Gußerker 20  
Halbmondschanze 34  
Hornwerk (Kronwerk) 34  
Kasematten 5, 21, 24, 28, 29, 36, 37  
Luntenturm 17  
Mauertürme 11, 12, 14—17  
Pallisaden 9—11  
Parchen 9, 21, 22  
Pulverturm 17, 18  
Ravelin 34  
Rundenstraße 23, 33  
Sandzeughaus 11, 12  
Schalen 11, 12, 16, 22  
Schanzen 33, 34  
Schießscharten 7, 9, 16, 18, 26, 59  
Springstern 36, 37  
Stadtmauer 5, 9—21, 33, 59, 65, 68  
Tarris 26  
Tore 6, 9—29, 31, 33—38, 70  
Torhaus 26, 27  
Turmdächer 12, 18  
Wehrgang 11, 12, 14, 16, 22  
Weichhäuser 12, 14, 22  
Zinnen 11, 12, 15, 16, 18, 27  
Zugbrücke 20, 26, 27  
Zwinger 20, 21—23  
Zwingerhof 10, 12, 25  
**Brieg** 29, 36, 40  
**Danzig** 31  
**Domslau**, Kr. Breslau 63  
**Eckersdorf**, Kr. Breslau 63  
**Elbing** 31  
**Groningen** 31  
**Hanau** 28  
**Herdhausen**, Kr. Breslau 62, 63  
**Jäschgüttel**, Kr. Breslau 56, 59, 62, 63  
**Kanth**  
Burg 54, 55, 57, 58  
Schanzen 58  
Schießscharten 55, 56, 59  
Stadtmauer 54—59, 62  
Tore 54—58  
Wall 56, 57  
Zwingerhof 59  
**Kattern b. Breslau** 62  
**Kostenblut**, Kr. Neumarkt 76, 77  
**Krakau** 94  
**Leuthen**, Kr. Neumarkt 77  
**Liegnitz** 94  
**Lissa in Breslau**  
Kasematten 42—44, 47—52  
Kreuzstreiche 50  
Ravelins 52  
Schießkammern 51  
Schießscharten 51  
Wasserkammer (Zisterne) 47—50  
**Lohe**, Kr. Breslau 63  
**Lohbrück**, Kr. Breslau 62  
**Namslau**  
Barbakane 94  
Basteien 83—86, 94, 97  
Bastionen 83, 86, 88—90  
Burg 73, 78, 80, 83—86, 88—97  
Grabenstreiche 87, 88  
Gußerker 93, 94  
Hornwerk 89, 90  
Kasematten 89, 91, 95  
Kontereskarpe 85, 89, 91  
Mauertürme 80, 82—86, 89  
Pallisaden 78, 79, 81  
Parchen 86, 94  
Schalen 80, 82—84  
Scharwachttürmen 94  
Schießscharten 59, 80, 83, 87—89, 91—94, 96  
Stadtmauer 59, 78—82, 84—89, 93, 95  
Tore 21, 70, 78—83, 86—90, 94—97  
Wall 78, 79, 84, 86, 91, 94, 95  
Wehrgang 59, 80, 87, 92—94  
Weichhäuser 82, 84, 86, 91  
Zinnen 80—82, 87, 88, 90  
Zwingerhof 86  
Zwingermauer 56, 78, 84—86, 94  
Zugbrücke 86, 88, 95, 96  
**Neumarkt**  
Burg 64, 66, 73—75  
Fallgatter 72  
Gußerker 72  
Mauertürme 68—70  
Schalen 68—70, 73  
Scharwachttürmchen 72  
Schießscharten 59, 69  
Stadtmauer 59, 65, 66, 68, 72, 73, 75  
Tore 67—72, 80  
Wehrgang 68, 69, 72  
Zwingerhof 70, 71  
**Nürnberg** 24, 25  
**Oels** 36  
**Ohlau** 40  
**Oppeln** 40  
**Reichthal** 98

Rothbach, Kr. Breslau 62  
Schelitz, Kr. Oppeln 33  
Schwertern, Kr. Neumarkt 62, 63  
Städte!, Kr. Namslau 97, 98

Strehlitz, Kr. Namslau 98  
Wohnwitz, Kr. Neumarkt 75, 76  
Zieserwitz, Kr. Neumarkt 76, 77  
Zobten 53, 58—61, 64, 75

## Verzeichnis der Künstler, Kunsthandwerker und Techniker

Bm = Baumeister, Mm = Maurermeister, Zm = Zimmermeister, Stm = Steinmetz,  
B = Bildhauer, M = Maler, Ing = Ingenieur

- ... ? .. Alberich, Stm 20  
... ? .. Arnold Zm 20  
Arnd Bankond. 54  
Bach-Mützel M 17, 18, 25, 35  
Bischof Hans Mm 20  
Brennhausens Baurat 72  
Burgs. Nikolaus  
Dürer Albrecht M 24  
Endler F. G. Kupferstecher 27, 29, 35  
Fiebig Adam Stm 51  
Frey M. Mm 78, 80  
31, 35  
Gauske Briccius B u. Stm 26  
.. ? .. Georg Mm 27, 28  
Groß Friedr. d. Ä. B. u. Stadt-Bm 12, 16,  
31, 35  
Gunther Lorenz Stm u. Stadt-Bm 28, 29  
.. ? .. Gunther Mm 27, 31  
Hanfstengel Peter Büchsenmeister 28  
Hendrik Friedr. gen. Fromm Bm 31  
Herf(i)ert Joh. G. Bauinsp. 39, 41, 45, 52  
.. ? .. Hynco Steinbrecher 20  
Jungermann Friedr. Ingenieur 33  
Clausnitz, Thomas von Wasser-Bm 33  
Langhans K. G. Bm 36, 37  
.. ? .. Laurentius Mm 20  
Mangmeister Gregor (Georg?) Ing. 24  
.. ? .. Martin Stm. 20  
Menzel Adolf M. 38  
Möllendorf Baukond. 54  
Mützel s. Bach  
Muntig Heinr. Stadt-Bm 31  
Neuwertz I. H. Teichinsp. 78, 81  
.. ? .. Nikolaus, von Burg Bm 20  
Nickel Peter Im 83  
Niuron Bernhard Bm 29, 31, 34, 36  
.. ? .. Ortelynus Zm 20  
Pampe Christoph Stadt-Mm 94, 96  
Parr Jakob Bm 25, 29  
Pleydenwurf Hans M 27  
Plüddemann Stadtbaurat 14—16  
Riedling(en), Hans von Ing. 24  
Roch David d. J. Stm 36  
Rösel J. G. S. M 35  
Säbisch, Valentin von Bm 7, 16, 27, 30,  
33—36  
Säbisch, Albrecht von Bm 35, 36  
Schleuen Kupferstech. 37  
Schneider, Hans von Lindau Bm 30  
bis 35, 88  
Schosky Em. Bauinsp. 79  
.. ? .. Stefan Zm 86  
Strauß Zacharias B. 36  
Studt Mm od. Stadtbaurat 46  
Tin(e)tz Peter Bm 82  
Trippenmacher Peter Stm 20  
Tschernichen Christoph III Stadt-Zm  
94, 96  
Walther Andreas I (u. II?) B u. Büch-  
senmeister 76  
Weiner Bartel M 4—7, 12, 13, 16, 19—27  
Werner F. B. Architekturzeichner 7, 12,  
40—44, 47, 48, 52—61, 63 ff  
Winkler Baukond. 54

Im gleichen Verlage vom selben Verfasser:

**Das Breslauer Rathaus 1941.** Mit vielen Abbild., gebunden 2,20 RM.

Im Verlage Maruschke und Berendt, Breslau:

### Quellen zur schlesischen Kunstgeschichte

Heft 1—5 (1936—1940). Heft 6 (1941) im Druck. Jeder Band geb. 3,30 RM.

**Die Schlesische Renaissanceplastik** 1934/7, mit 70 Abb., geb. 12,00 RM.

**Die Neuklassische Bauschule in Schlesien**, reich illustriert

Heft 2—4 (1930—1935). Heft 1, 5 u. 6 in Vorber. Jedes Heft ungeb. 2 bis 2,70 RM.

**Schlesische Burgen und Renaissanceschlösser**, mit vielen Abbildungen. Noch nicht abgeschlossen. Etwa 15,00 RM.

Druck von Paul Schwarzer, Strehlen.

Die neuangefertigten Bildstöcke von Konrad Schönhals, Breslau.